

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 21

Fred Endrikat Lesebuch

Zusammengestellt und
mit Nachworten
von
Walter Gödden und Joachim Wittkowski



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 21

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden

Band 21

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile
desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in
anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zu lässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2011 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-808-1
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

DAS BIN ICH

Das bin ich	10
Die Rolle	10
Rücksprache mit der Hose	11
Am Straßenrand	12
Man liegt im Gras	12
Dämmerstunde	13
Aus den „Kalendersprüchen“	14
Schweinephilosophie	14
Warzenschwein in der Sonne	15
Es hilft dir nichts...	16
Legitimation	17
Motto	18
Stille Rückschau	18

DER HUMOR

Der Humor	20
Der Künstler an das Publikum	20
Gruß an den Münchener Simpl	22
Vorm Schlafengehen	23
Gruß vom Münchener Odeonsplatz	24
Unlautere Konkurrenz	24
Mir selbst ins Stammbuch	24

DER AMTSSCHIMMEL

Mein Herrgott ist kein Bürokrat	26
Amtsschimmelgestüt	26
... das nicht	27
Der geschlagene Langstreckenläufer	27
Das Warten	28
Schwan auf der Alster	29
Hunde hinter dem Zaun	30
Rosen in fremden Gärten	30
Spieß-er-Sonntag	31

Elefanten-Schlummerlied	32
Beständigkeit	32
Stammbuchvers	33
An jenen reichen Mann	33
An den Staatsanwalt	34

KRITIKERN INS STAMMBUCH GESCHRIEBEN

Vertauschte Rollen	36
Naturgesetz	36
Hinters Ohr zu schreiben	36
Wir unter uns	37
Einem Kunstbeflissenen ins Stammbuch	37
Bildung	38
Einem Pessimistviech ins Stammbuch	39
Steckbrief für Intellektuelle	39

TOLERANZ

Weisheit auf Eseln	42
Eheharmonie	43
Temperierte Wasserleitung	44

STIMMUNG UND ANDACHT

Sägespäne	48
Sandalenbrief	49
Ferienbilanz	50
Astronomische Gastronomie	51
Gewitterstimmung	51
Heuschreck im Herbst	52
November-Elegie	53
Ein altes Lied	54
Später Sommer	54
Das letzte Dorf	55
Ein Stückchen Sonntag	55
Abendstimmung	56
Schweremütiger Abend	56

Morgenandacht	57
Es werde	57
Reife	58
Mann im Restaurant	58

ASPHALT, LEB WOHL

Stadtflucht	62
Asphalt, leb wohl	62
Gruß an die rote Erde	63
Es gibt ein Stück Erde...	64
Die Bergmannskuh	65

LIEBE

An dich	68
Brief aus dem Wartesaal	68
Der Zufriedene	69

TIERGESCHICHTEN

Auch unter den Tieren	72
Herdentiere	72
Mickeymaus putscht im Weinkeller	72
Kakaduselei	75
Löwe und Zahnschmerzen	75
Wanzen-Transaktion	77

SPRACHSPIELE, PARODIEN, NONSENSTEXTE, GESCHICHTEN VON LÜLAM, SPRICHWÖRTLICHES

Sprichwörter	80
Die Wühlmaus	80
Gedanken beim steifen Grog	81
Regeln mit Ausnahmen	82
Komplikationen	82
Entstehungsgeschichte	82
Der moderne Vamp	83
Der Tatzelwurm	84

Holzhacker wird sentimental	85
Aus den „Schnapsgebeten“	86
Der Prinzipienreiter	86
Stachelschweinchens Abendgebet	87
Lyrik unterm Regenschirm	87
Der Eskimo	88
Hund in der Wüste	89
Der Löwenzahn	90
Die multiplizierte Tafelrunde	91
Syrupsonntag	92
Unsterblichkeit	93

ANHANG FRÜHE BÜHNENTEXTE (UM 1911), SKETCHE UND KURZPROSA

Wenn ich so auf der Bühnen steh'	96
Das ist's was der Deutsche mit Stolz sagen kann	97
Proletariers Ende. Rezitation	98
Bethmann sitzt im Hohlweg	100
Freiheit und Recht	101
Der politische Handlungskommiss!	103
An der Simpel-Kasse	105
Ein Karnevalsschlager wird geboren	110
Wunderkind-Funkreportage	117
Das Ereignis. Eine westfälische Bauernkomödie	120
Aus den „Geschichten von unterwegs“	122
Gespentische Provinz	123
 Nachworte	 125
Textgestalt und Anordnung	146
Textnachweise und Bildnachweise	146

DAS BIN ICH

Das bin ich

Du möchtest wissen, wer ich bin?
Kein Buch, das streng versiegelt.
Ich trete offen vor dich hin,
vollkommen ungeschniegelt.

Ich bin kein tosender Orkan,
entfesselt von Dämonen,
kein sturmbewegter Ozean,
in dem Titanen wohnen.

Ich bin ein kleiner, stiller See,
der tut, als ob er schlief.
Der eine wächst halt in die Höh',
der andre in die Tiefe.

Ein Himmelstürmer bin ich nicht,
den einst die Götter zeugten.
Es dient nur mein bescheiden Licht,
den Menschen heimzuleuchten.

Ich sing' mein Liedchen, wie's mir paßt,
den Mädchen und den Knaben.
Und wenn du mich nicht gerne hast,
kannst du mich gerne haben.

Die Rolle

Man gibt uns ein Röllchen, bescheiden und kurz,
der Inhalt und Umfang sind piepe und schnurz.
Die Hauptsache ist, sie zu begreifen.
Wir spielen nach Möglichkeit ganz lebenswahr.
Zuerst ist man Stärchen, dann wird man ein Star.
Dem Keimen folgt Blühen und Reifen.

Man denkt sich und lebt in die Rolle hinein,
und ist sie auch scheinbar nur winzig und klein –
wir können die Größe ihr geben.
Die Länge der Rolle allein macht es nie.
Es macht nicht das „Was“, vielmehr nur das „Wie“,
sowohl in der Kunst wie im Leben.

Rücksprache mit der Hose

Ich habe mit meiner Hose Rücksprache genommen,
ob wir beide wohl gut durch den Winter kommen.
Sie legte ihr Antlitz in noch mehr Falten
und meinte: „Ich habe die Absicht, eisern durchzuhalten.
Mein Boden dehnt sich zwar schon bis ins Uferlose,
bin sonst aber eine innerlich geschlossene Hose.
Der Glanz und die Wolle aus früheren Tagen
sind teils weggebürstet und teils abgetragen,
die Nähte und Falten sind leidlich durchstoßen,
sonst bin ich noch rüstig im ganzen und großen.
Der Charakter bildet sich im Laufe der Zeiten
und überschattet alle die Äußerlichkeiten.
Eine ehrwürdige Hose mit Flicken und Narben
kann Bände erzählen in den buntesten Farben.
Die härtesten Kämpfe und Stürme im Leben
haben mir die richtige Haltung gegeben.
Ich habe mir fest und eisern vorgenommen,
wir beide müssen gut durch den Winter kommen.“
So sprach meine Hose, die an Jahren so reiche,
vor mir stehend wie eine knorrige Eiche.
Oh, ihr kleingläubigen Zweifler solltet euch schämen
und einmal mit eurer Hose Rücksprache nehmen.
Man soll es kaum glauben, wieviel Kraft und Lebensmut
in solch einer welterfahrenen Hose ruht.

Am Straßenrand

Man sitzt am Straßenrand auf einem Kilometerstein
und läßt die andern stolz vorüberschreiten.
Man sieht sie latschen, hinken, stolpern oder gleiten,
und jeder möcht' gern etwas mehr und schneller als der
andre sein.
Die Kleinen buffen sich nach vorwärts, grob und
ungezogen,
in ihrem Tun liegt – wenn auch – aber Ehrlichkeit.
Die Großen machen sich mit satter Würde breit
und schieben sich nach vorn mit eleganten Ellenbogen.
Man sieht die Kleinen groß – die Großen wieder klein
und langsam häßlich werden.
Der ständige Wettkreislauf auf Erden
ist immer gleich – und immer wieder interessant.
Man sitzt am Straßenrand,
schaut ihnen nach – und lächelt hinterdrein.

Man liegt im Gras

Man liegt im Gras vollkommen weltenthoben.
Die Nase ragt geruhsam träumerisch gen oben.
Man riecht den Klee und was da sonst noch blüht,
man schaut der Wolke nach die grad vorüber zieht.
Die Wolke kommt mir vor wie eine große ganze
Schaukelpferdherde mit einem Ringelschwanz.
Allmählich wird die Wolke dann halbiert, entzweit,
entdreit und subtrahiert.
Mein Onkel würde sagen: „So wie dieser Wolke
erging es unter Attila dem Hunnenvolke.“
Doch mir persönlich macht die Völkerkunde keinen Spaß,
und Politik paßt nicht ins grüne Gras.

Viel schöner ist's müßig und barfuß da zu liegen,
und in den Himmel schauen der so überlebensgroß.
In meinem Haar vermählen sich zwei Fliegen,
die kleinen Biester sind ganz hemmungslos.
Was mögen sich die kleinen Fliegen denken,
bei ihrem tollen Liebesbacchanal?
Ich stör sie nicht. Warum soll ich sie kränken?
Wer Liebeslust kennt – kennt auch Liebesqual.
Wenn ich sie störte – würd mein Herze bluten.
Der Liebeslenz verpufft mit einem mal.
Der Sommer dauert nur ein paar Minuten.
Die ersten Raben singen ihren Herbstchoral.

Dämmerstunde

Wie schön ist eine Dämmerstunde
allein mit sich in trauter Runde.
Es dämmt sich gut auch zu Zwei'n,
vereint mit einem Glase Wein.
Scheint uns das Leben sehr belämmert,
wird man darüber hingedämmt
und schwebt hinfort aus dem „zur Zeit“
in Zukunft und Vergangenheit.
Weit ab verebbt das Weltgetöse,
fern liegt das Gute und das Böse,
das Dämmern ist ein wacher Traum,
und licht- und luftleer scheint der Raum.
Es ist so, wenn man's recht erlebte,
wie wenn ein Ei im Nebel schwebte.
Der Dämmerzustand soll ein Schein,
jedoch kein Dauerzustand sein.
Der eine muß die Augen schließen,
um so das Dämmern zu genießen,
und qualmt die Stube grau und blau.

Der andre dämmert mit Radau.
Sehr viele lieben Dämmerschoppen
mit Schachspiel oder Kartenkloppen.
Und manche treiben Politik,
da lobe ich mir die Musik.
Auch solche gibt's, die Zeit verschwenden
mit wohlbeleibten Bücherbänden,
andre mit Frauen schlank und zart,
ein jeder halt auf seine Art.
So ist das Dämmern mal hienieden
bei allen Menschen grundverschieden,
bei einem spät – beim andern früh,
bei vielen dämmert's leider nie.

Aus den „Kalendersprüchen“

Es starb E. T. A. Hoffmann und Napoleon.
Es starb der junge Mendelssohn – der alte Blücher.
Es starb der Große Kurfürst und der kleine Kohn,
kurzum: Man ist sich seines Lebens nicht mehr sicher.

Schweinephilosophie

Wir Schweine sind seit alter Zeit,
die weißen wie die schwarzen,
das Sinnbild der Beschaulichkeit,
ob mit – ob ohne Warzen.
Nur wer für seinen Bauch gelebt,
der hat für uns Verständnis.
Das Schwein irrt nie – weil es nicht strebt,
darin liegt die Erkenntnis.

Das Leben ist ein Ringenspiel,
es dreht sich selbst im Kreise.
Wer nichts tut – der tut schon nicht viel.
Wer gar nichts tut, ist weise.
Vom Müßiggang sich auszuruhen,
das heißt, die Zeit verprassen.
Man kann im Leben sehr viel tun –
doch noch mehr – unterlassen.
Wir säen nicht, wir ernten nur,
damit wir gut geraten.
Wir sind bestimmt von der Natur
zu Schinken, Wurst und Braten.
Ein Schwein nimmt jeden Schmutz in Kauf
und denkt: Jedem das Seine.
Das Schwein ißt keinen Menschen auf.
Der Mensch verspeist uns Schweine.

Warzenschwein in der Sonne

Diogenes träumt in der Tonne,
entfloh der alltäglichen Hast.
Der Schwärmer träumt von der Ethik.
Der Künstler träumt von Ästhetik.
Die Dame träumt von Kosmetik,
gefoltert im Schönheits-Salon.
Das Warzenschwein träumt in der Sonne,
gebadet zuvor im Morast.
So rein ist sein schweinernes Herzchen,
es kennt weder Sorgen noch Schmerzchen
und träumt von unzähligen Wärschen.
Ein jeder nach seiner Fasson.

Es hilft dir nichts ...

Es hilft dir nichts, die Hände müßig in den Schoß zu legen
und Gottes Mühlen langsam, aber sicher mahlen lassen.
Man muß den Schicksalsrädern hin und wieder in die
Speichen fassen.
Selbst dann, wenn du der allerfrömmste Christ,
erbitte – doch verlaß dich nicht allein auf Gottes Segen.
Dein Acker braucht den Sonnenschein und ebenso den Regen
wie deinen Mist.

Es hilft dir nichts, der Welt verzweifelt Klagelieder wimmern
genau so wenig, an das, was das Schicksal schenkt, zu
glauben.
Die schöne Zeit ist um mit den gebratnen Himmelstauben.
Die Heinzelmannchen sind längst abgetan.
Verlaß dich nicht darauf, daß sich die andern um dich
kümmern.
Du bist bestimmt, dein eignes Glück und auch dein
Bett zu zimmern.
Selbst ist der Mann.

Es hilft dir nur, stets unerschrocken an das Werk zu gehen,
nur so allein bemeistert man die Menschen und die Dinge.
Die ewig kleinen Zweifler und die großen Schüchterlinge
marschieren nebenbei und hinten an.
Du mußt dem Schicksal offen, frohgernut ins Auge sehen,
möglichst auf deinen eignen, immerhin, auf Beinen stehen,
dann geht's voran.

Legitimation

Irgend zwei Menschen erlaubten sich einen Aprilscherz
und setzten mich in die Welt als fleischgewordenen
mit mir
Schabernack.

Mein Pegasus ist ein zweihöckriges Murmeltier,
meine Leier ein ultrablauer Dudelsack.
Darum klingen meine Lieder wie zerbrochenes
Zwiebelmuster

aus einer verrosteten Gießkanne, welche verstimmt.
Ich irre durch das Dasein als ein Verseschuster,
den man, der sich selbst und die Welt nicht ernsthaft nimmt.
Man hat mich gezwungen, der Menschheit anzugehören,
in einer Welt, die zum Weinen lächerlich.
Ich habe mir geschworen, mich nicht zu vermehren,
darüber verfüge und das bestimme ich.
Nun muß ich bis über den Nabel waten
durch dieses lustige Jammertal,
inmitten Advokaten und Diplomaten,
wie in Klown ohne Maske im Karneval.
Man sagt, ich sei ein Preuße, außerdem Protestant,
so steht es geschrieben in meinen Papieren.
Ich darf Steuern bezahlen wie der bravste Bürger im Land,
und könnte als Mitglied des preußischen Landtages
fungieren.

Bevor die Politik nicht wird abgeschafft auf Erden,
bevor dieses herrliche Werk nicht geglückt,
früher verspreche ich nicht, vernünftig zu werden,
doch ich glaube, ich bleibe lebenslänglich verrückt.

Motto

Wie aus des Lebens Schattenseiten
oft bricht ein Sonnenstrahl hervor,
so wirkt beim Mensch in ernsten Zeiten
der echte, goldige Humor.

Weil er für einige Sekunden
den bittren Ernst vergessen macht,
wird rasch ein jedes Herz gesunden,
wenn es mal richtig krank sich lacht.

Stille Rückschau

Plötzlich bleibst du stehn und schaust zurück
auf den Weg, den du gegangen bist,
siehst die Jahre rückwärts wie die Kilometersteine.
Manche sind beinah verblaßt im Dämmerlicht,
wie wenn Gras darüber hingewachsen ist,
wieder andre leuchten hell vor deinem Blick.
Deine Augen forschen nach den Sorgen und den Nöten,
über die dein Fuß so mühsam oft getreten,
klein und winzig wirken sie, von rückwärts aus gesehn.
Die Gedanken wie die kleinen Lämmer weiden
auf den Blumenwiesen der erlebten Freuden.
Möchtest du denselben Weg noch einmal gehn?
Wenn du stillstehst, wirst du deutlich sehn,
wie die Gegenwart wird zur Vergangenheit.
Lebenswert sind solch beschauliche Minuten,
Kraft zu schöpfen aus dem Quell des Guten
für den Marsch ins Morgen, denn der Weg ist weit.
Noch ein Blick ins Gestern, und dann heißt es: Weitergehn.

DER HUMOR

Der Humor

Humor ist sozusagen unser Senf des Lebens.
Er macht ein Stücklein trocken Brot zum Leibgericht.
Wer ihn nicht selbst besitzt, der hamstert ihn vergebens,
so hat man ihn entweder – oder hat ihn nicht.

Humor ist schwierig oder gar nicht zu ergründen.
Er ist stets taktvoll, niemals vorlaut und nicht spitz.
Humor ist zu erleben und nicht zu erfinden,
Im Gegensatz zu seinem kleinen Bruder Witz.

Humor ist unser Freund in allen Lebenslagen,
weil er dem Herz entspringt und nicht dem Intellekt.
Man kann zum Beispiel mit Humor die Wahrheit sagen,
so daß sie uns bekommt und halb so bitter schmeckt.

Humor blüht auch an kühlen Dauerregentagen
und stimmt uns fröhlich, wenn es noch so schaurig ist.
Ja, mit Humor läßt sich sogar ein Humorist ertragen,
und wenn er wirklich noch so traurig ist.

Der Künstler an das Publikum

Du kommst mir vor wie meine Braut,
so launenhaft, voll Ränke und Capricen.
Oft hab ich dir ins Aug, doch nie ins Herz geschaut.
Du kannst das Leben mir versüßen und vermiesen.
An jedem Abend haben wir ein Stelldichein,
bei dem du Pünktlichkeit mir stets zur Pflicht machst.
Du kommst mal früh, mal spät, mal bleib ich ganz allein.
Ich schau besorgt, was du für ein Gesicht machst.
Voll Übermut du meine Nerven ruinierst,
ich wühl im Hirn für dich nach neuen Mätzchen
und denk dabei, ob du wohl lächeln wirst. –

Steck in den Mund dir süße Zuckerplätzchen.
Doch du bist unberechenbar in deinem Wahn,
behandelst mich wie den gemeinsten Schurken.
Heut wünschst du Bonbons und Marzipan
und morgen Matjeshering oder saure Gurken! –
Wie ich dich bang ersehne stets, du weißt,
und dich verhätschele wie eine Puppe.
Doch du buhlst ganz woanders schon im Geist,
ich stehe da und bin dir völlig schnuppe.
Das kommt daher, ich hab dich zu verwöhnt.
Es ist für dich mir keine Wurst zu teuer.
Zum Dank dafür werd ich von dir verhöhnt.
Ich lieb und hasse dich, du süßes Ungeheuer! –
Du kommst mir vor genau wie meine Braut,
wie ich zu Anfang hier sogleich erwähnte.
Mal sagste nichts – und mal bist du zu laut
und hustest immer mir in die Pointe.
Ich habe oft im Geist mir ausgemalt,
wie schön wär ohne Publikum das Künstlerleben!
Wenn mein Direktor ohne dich die Gage zahlt',
hätt ich dir längst den Laufpaß schon gegeben!



Blick in den „Simpl“; links Kathi Kobus (links)

Gruß an den Münchener Simpl

Simpl ahoi! Ich bin kein Festredner und liebe keinen
Honigkuchen.

Ich hasse alle geschniegelten Phrasen.
Alle frisierten Fatzken sollen mir den Hobel ausblasen.
Aber vor dir steh' ich stramm, resp. ich will's versuchen.
Ich will es versuchen, eine donnernde Rede zu reden.
Prost, alter Simpl, du verwittertes Haus.
Hinter einer Hecke fand ich diesen herbstfarbigen Strauß
aus verbeulten Sonnenblumen, Astern und Reseden.
Wenn ich eine Amsel wäre, würde ich dir ein Lied

tirilieren

und meine Stimme bis unter die Decke erheben,
daß die Spinnengewebe in allen Ecken erbeben
und aus den Winkeln all die guten Simplgeister
aufmarschieren.

Alle, die hier so manches liebe Mal
mit ungebügelter Hose ihre Verse gemeckert,
hinunterblickend ins weite Tal,
mit Rotwein und Leberknödelsuppe bekleckert.

Alle scharen sich um dich herum im Kreise.
Die Lampen glimmen wie durch einen Nebelschleier.
Die Nasen glühen wie hei einer hundertprozentigen
Junggesellenfeier.
Der Ofen in der Ecke weihräuchert eine Jubiläumsweise.
So wollen wir denn Arme und Beine, die Gläser und uns
selbst erheben,
mag es draußen auch stürmen und schnei'n.
Ein Stück meiner Jugend klingt in den Abend hinein,
mit einem gepumpten Abendbrot und Flaschenbier.
Laut gröhlen die Kehlen zum verstimmten Klavier:
Prost, alter Simpl, du sollst leben.

Vorm Schlafengehen

Verdammt, da liegt die Sonne schon wieder auf der
Türkenstraße.
Als ich noch Pferdejunge war, ging ich um diese Zeit zur
Schicht.
Aber so ändert sich alles einmal auf Erden.
Man kriegt Schwielen an der Seele und eine rote Nase,
und meine Stiefel sind auch nicht mehr ganz dicht.
Aber nur nicht reich und kein Philister werden.
Ob ich noch mal das Grammophon aufdrehe?
Lieber nicht. Aber noch schnell mal am Korken lutschen.
Mein Nachbar nebenan ist schon erwacht.
Mein Schlummerlied klingt wie der Song einer
Nebelkrähe.
Ach, die ganze Welt kann mir den Buckel runterrutschen.
Heute abend ist wieder ein neuer Tag. Gute Nacht!

Gruß vom Münchener Odeonsplatz

Gehst Du durch den grünen Wald
oder über Almenmatten,
lieber Schatz, dann merkst Du bald:
Wo viel Licht ist, ist viel Schatten.

Stehst Du am Odeonsplatz,
fällt Dir etwas auf die Jacke,
merkst Du gleich, mein lieber Schatz:
Wo viel Tauben, ist viel – – –.

Unlautere Konkurrenz

Zehn Mark zahlt man für eine Fuhre Ochsenmist,
und zwanzig Mark zahlt man für ein Gedicht.
Ein Ochse sagt bewundernd zu dem Humorist:
„Solch edlen Mist vollbring ich leider nicht.“
Ein alter Bulle, der dies angehört,
brummt ärgerlich in sehr gereiztem Ton:
„Darf das denn sein? Ich protestier empört.
Wo bleibt denn da die Preisstopp-Kommission?“

Mir selbst ins Stammbuch

Manchmal bin ich stolz darauf, ein Mensch zu sein.
Manchmal schäme ich mich, daß ich einer bin.
Aus den Trauben macht der Mensch den edlen Wein,
aus dem Holz das Dynamit und Nitroglyzerin.

Jeder dünkt sich, Gottes Ebenbild zu sein,
doch die Taten sind so grundverschiedentlich.
Mag der liebe Himmel uns dereinst verzeihn,
denn er schuf den großen Goethe – und auch mich.

DER AMTSSCHIMMEL

Mein Herrgott ist kein Bürokrat

Mein Herrgott ist kein Bürokrat,
verkalkt, verknöchert und veraltet,
der jedes Menschen Wort und Tat
notiert und Buch führt früh und spat
und streng darüber staatsanwaltet.

Mein Herrgott wohnt in Wald und Flur.
Ich liebe ihn und seine Werke.
Er zeigt sich uns in der Natur,
sein Blitz, sein Sturm sind Zeichen nur
der Größe seiner Macht und Stärke.

Der Herrgott schuf die Menschen nicht
als arme und geduckte Sünder.
Er schenkte uns das Sonnenlicht,
daß wir ihm schauen ins Gesicht
als freie, frohe Menschenkinder.

Mein Herrgott ist kein Bürokrat,
er lebt in jeder Erdenkrume,
wenn aus ihr keimt die junge Saat.
Sein Geist uns von den Sternen naht,
aus jedem Baum und jeder Blume.

Amtsschimmelgestüt

Ein Prinzip hatte seinen Reiter verloren
und mich dafür als Ersatz auserkoren.
Ich aber dankte mit höflichem Gruß:
Wozu ein Prinzip? Ich geh' prinzipiell zu Fuß.

... das nicht

Die Sonne bringt es an den Tag,
was gestern noch im Dunkel lag.
Doch in Amtsschimmel-Hirne Licht –
das bringt sie nicht.

Die Flöhe sterben langsam aus.
Die frechen Wanzen schmeißt man raus.
Jedoch der Spießer, dieser Wicht,
verschwindet nicht.

Der größte Schafs- und Eselsmist
als Dünger zu verwerten ist.
Jedoch manch lyrisches Gedicht –
das leider nicht.

Der geschlagene Langstreckenläufer

Ein Langstreckenläufer mit vielen Weltrekorden
ist jüngst herausgefordert worden.
Man wollte von ihm eine Höchstleistung sehen,
und zwar sollte er den Instanzenweg begehen.
Er gab seine Zusage und trainierte voller Eifer,
denn das erfordert Mut, selbst für einen Langstreckenläufer.
Man schloß große Wetten, und der Tag kam endlich,
und der Langstreckenläufer blamierte sich schändlich.
Er ist auf halbem Wege zum Start zurückgekrochen,
vollkommen an Leib und an Seele gebrochen.
Im Langstreckenlauf hat er Weltrekord gehalten
den Instanzenweg vermochte er nicht durchzuhalten.

Das Warten

Schön ist es, im Rosengarten,
wie der Dichter singt, zu warten.
„Liebchen mein“ und „Mondenschein“,
„Blütenhain“ nebst „Stelldichein“.
Liebe färbt das Warten rosa,
doch im Leben gilt die Prosa.
Wer das Warten will verstehn,
der muß an den Schalter gehn.
Hunde sind nicht mitzubringen.
Nerven sind vor allen Dingen
höchstensfalls dann angebracht,
wenn man sie bezähmt, bewacht.
Stell dich hinten an und schau
auf den Hals der Vorderfrau,
oder spiegle dich im Glanz
vom Genick des Vordermanns.
Glaube mir in allem Ernste:
Ob du willst, ob nicht, hier lernste
warten. Es kommt jeder dran.
Frau für Frau und Mann für Mann.
Nur mit Ruhe. Nicht so eilig.
Warten ist niemals langweilig,
wenn du innre Sammlung findest
und dich auf dich selbst besinnst.
Warten macht den Menschen weise,
und der Schalter wird zur Schleuse,
wo der Strom der Zeit sich ballt
durch behördliche Gewalt.
Ströme stauen sich zu Meeren,
die zum Schalter hin begehren.
Bist du endlich glücklich dran,
wartest du gleich nebenan.
So erwartest du dein Alter
hinter oder vor dem Schalter.

Mit Geduld kommst du am End'
weiter als mit dem Talent.
Auf des Lebens Wanderfahrten
heißt es: Warten, nichts als Warten.
Bis du dich gen Himmel schwingst
und ein Hosanna singst.
Unser Schicksal auf der Erde
lenkt teils Gott, teils die Behörde.
Laß dir Zeit, bewahre Ruh,
warte nur, bald kommst auch du.

Schwan auf der Alster

Am Alsterfährhaus zieht ein Schwan
mit stolzer Grazie seine Bahn.
Wie er sich wendet und sich dreht,
ist jeder Zoll ganz Majestät.
Das schöne Bild das Herz erbaut,
wenn man nicht bis nach unten schaut.
Verläßt der stolze Schwan sein Reich,
dann watschelt er der Ente gleich.
Wie er so latscht und wackelnd geht –
fürwahr, bar jeder Majestät!
Er wirkt als König bis zum Knie,
doch dann versagt die Poesie.
Zur Wirkung braucht der Schwan den See,
so wie der König sein Milieu.
Zerstört man nun die Phantasie,
bleibt ein gewöhnlich Federvieh.
So offenbart sich jederzeit
wie hier die Unvollkommenheit.
Die Liebe urteilt nicht so roh,
denn Leda liebt den Schwan auch so.

Hunde hinter dem Zaun

Du gehst als stiller Wandersmann durch die Welt,
und wirst immer von Hunden angebellt.
Hinter jeder Hecke kläfft ein Hund –
ganz ohne Grund.
Du wanderst die stille Dorfstraße entlang,
garnichts Außergewöhnliches ist in deinem Gang.
Du bist ein ganz einfacher, friedlicher Wandersmann.
Freundliche Menschen grüßen dich – andere glotzen
dich an.
Aber hinter jedem Zaune bellt ein Hund –
ganz ohne Grund.
Du lockst ihn freundlich – damit du seine Sympathie
gewinnst,
der Hund kläfft noch mehr – er ist im Dienst.
Er ist sozusagen ein amtlicher Hund –
darum bellt er ohne Grund.
Der gleiche Hund, der hinter dem Zaun wütend bellt –
ist außerhalb des Zaunes der friedlichste von der Welt –
nicht friedlich allein – nein meist sogar feig.
Geh still deines Wegs, spuck aus – und schweig.
Es ist kein Grund sie darum zu hassen –
Hunde im Dienst soll man bellen lassen.

Rosen in fremden Gärten

Rote Rosen sah ich blühn
in den Parks von Millionären,
Mußte dran vorbeiziehn,
weil sie mir ja nicht gehören.

Aber das ist einerlei,
kann mich weiter gar nicht stören.
Daß ich mich an ihnen freu –
dies wird mir kein Mensch verwehren.

Lang schau ich die Rosen an,
Duft und Farben mich betören.
Daß ich daran riechen kann,
wird kein Herrgott mir verwehren.

Ach, ich schätz es so gering,
wem die Rosen dort gehören,
aber daß ich sie besing –
kann kein Teufel mir verwehren.

Spießer-Sonntag

Der Sonntag latscht gemächlich durch die Gassen,
nach Mottenpulver stinkt sein Bratenrock.
Die Stiefel hat er sich vom Freitag wixsen lassen,
die Silberkrücke glänzt im Sonnenschein am Stock.
Die gute Hose hat er angezogen,
doch sie beträgt sich ziehharmonikanisch dann und
wann.

Sein Schnurrbart wallt empor in majestätischem Bogen,
und etwas Nudelsuppe hängt von neulich dran.
Stolz wie ein Helm krönt ihn sein Hochzeitshalbzyylinder,
die Nase ist leicht angebläut vom Wein.
Die Alten grüßen ihn, es knixsen alle Kinder,
des Abends dirigiert er im Gesangverein.
Schlägt dann vom Turm die Glocke zehne,
legt er die Röllchen ab samt Chemisett.
Das Unterbeinkleid hängt er an die Sofalehne
(nur im Sommer)
dann kriecht der Sonntag in sein buntkariertes Bett.

Elefanten-Schlummerlied

Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.
Alle die Sternlein sind dein.
Ringsum im Dschungel ist Nacht.
Kein Rundfunk pfeift hier und kracht.
Schließe die Guckäugelein,
Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.

Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.
Noch ist dein Rüssel so klein.
Beim Menschen und beim Elefant
der Rüssel wächst mit dem Verstand.
Oft wächst nur der Rüssel allein.
Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.

Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.
Noch ist dein Fell zart und fein.
Später wirds hart, du wirst sehn,
willst du im Leben bestehn,
mußt du ein Dickhäuter sein.
Schlafe, mein Elflein, schlaf ein.

Elflein, nun schlafe gesund.
Schlaf wie der Völkerbund.
Werden die Menschen zu roh,
wandern wir aus in den Zoo
wo uns der Tierschutz bewacht.
Schlafe, mein Elflein, gut Nacht.

Beständigkeit

Holt man ein Schwein vom Stall zur Beletage
und wickelt es in Samt und Seide ein
und bindet eine Maske ihm vor die Visage,
an seinem Ringelschwanz erkennt man doch das Schwein.

Stammbuchvers

Es ist so schön, im Frühling wohlzuriechen,
obwohl ich sonst kein großer Lüstling bin.
Ich wollte meinem Herrn Direktor in den Hintern kriechen,
doch leider saßen schon ein Dutzend Prominente drin.

An jenen reichen Mann

Wir setzten uns an einen Straßengraben,
wir waren müde, denn der Weg war weit.
Du sagtest, daß wir deinen Grund betreten haben,
mit einem Drohefinger gabst du den Bescheid.

Wir stehen auf mit: „Ach, verzeihn Sie, bitte.“
Gleich einem Donnerschlag war das Verbot.
Zu einem andern Plätzchen lenken wir die Schritte,
wo auch die Sonne scheint, und wo kein Finger droht.

Wir merkten es am Ton und der Gebärde:
Du scheinst fürwahr ein reicher Mann zu sein.
Schiller sagt: Raum für alle hat die Erde.
Ich sage: Reiche Menschen sind höchst selten fein.

Die goldnen Berge sind ein Düngerhaufen,
du reicher Mann, das eine glaube mir:
Die Sonne läßt sich nicht mit Gold erkaufen,
denn sie gehört m i r ebenso wie d i r .

An den Staatsanwalt

Nun bin ich satt und habe wieder ein Paar heile Schuhe,
vorhin war ich noch hungrig, naß, und mir war kalt.
Jetzt sonn' ich mich im Gras in aller Seelenruhe
und denk' an dich, gestrenger Staatsanwalt.

Ich hab' gebettelt, das gesteh' ich unverhohlen.
Die Wurst war ranzig, und das Brot war alt.
Aus Dankbarkeit hab' ich die Schuh nach Maß gestohlen.
Sei mir nicht böse, lieber Staatsanwalt.

O welch ein Wunder, wie die Stiefel passen.
Ich bin ein Lump und mach' vor keinem Paragraphen halt.
Ein Lump darf alles tun – nur nicht sich kriegen lassen,
das weißt auch du, gerechter Staatsanwalt.

Betrachtet man die Welt mit einem vollen Magen,
bekommt sie wirklich eine freundliche Gestalt.
Ich kann versteh'n, dass über mich die Menschen klagen,
auch dir verzeih' ich, guter Staatsanwalt.

Ich lieg' im Gras, und Lämmerwölklein wehen,
für dich und mich die Sonne freundlich strahlt –
und sollten wir uns einmal wiedersehen,
dann sei mir gnädig, lieber Staatsanwalt.

KRITIKERN INS STAMMBUCH GESCHRIEBEN

Vertauschte Rollen

Wenn man in umgekehrter Welt
den Clown auf das Katheder,
den Philosoph aufs Drahtseil stellt –
wer wirkt von beiden blöder?

Naturgesetz

Es ist ganz natürlich an einer Fackel:
Die leuchtende Flamme zeugt schwärzenden Ruß.
In jedem Kritiker schlummert ein Dackel,
der spielend zerreißen und zubeißen muß.

Hinters Ohr zu schreiben

Es ist das Merkmal aller kleinen Geister,
daß sie sehr schnell zur Kritik sind bereit.
Im Gegensatz hierzu der wahre Meister
schafft an sich selbst, strebt zur Vollkommenheit.

Er sieht sein Werk und seine Geistesgaben
und kennt die Lücken, groß und ungezählt.
Erst wenn wir wissen, was wir alles haben,
dann wird uns klar, wie vieles uns noch fehlt.

Wir unter uns

Die Schlange rügt am Regenwurm das Kriechen.
Die Elster schimpft den Raben Dieb und Vagabund.
Das Stinktier sagt zum Iltis: Ich kann dich nicht riechen.
Die Ziege nennt den Hammel einen blöden Hund.

Wir fragen uns: Wie kann man sich nur so beschimpfen,
dazu ganz öffentlich und mitten ins Gesicht?
Wir sagen stolz, indem sich Herz und Nase rümpfen:
Ein Mensch von Bildung und Erziehung tut das nicht.

Das überlassen wir den Buben auf den Gassen.
Wenn wir uns aber durch die Wucht des Augenblicks
zu einem offenen Beschimpf hinreißen lassen,
dann höchstensfalls und überdies nur – hinterrücks.

Die Wände lauschen und die Menschen denunzieren.
Bald stehen wir vorm Richter mit gesenktem Blick.
Wir müssen Buße tun und auch noch inserieren:
Ich nehme das Gesagte reuevollst zurück.

Wenn wir uns dann vor aller Welt die Hände reichen,
so ist das ehrlich und ganz ohne Falsch und Hehl.
Wir sind dann wieder völlig unter Unsresgleichen,
denn nur ein Esel sagt zum Ochsen: Du Kamel.

Einem Kunstbeflissenen ins Stammbuch

Es ist wunderschön, der schönen,
hohen hehren Kunst zu fröhnen,
wenn der Götterfunke sprüht
durch das Herz und das Geblüt.
Mancher lebenslänglich künstelt,
nur von einem Wahn begünstelt,

und er bleibt ein Firlefanzen
wie ein Bär beim Spitzentanz.
Laß des Musentempels Stufen
jenen, die dazu berufen.
Auf das Wollen kommt's nicht an,
Kunst ist eben, wenn man kann.
Mühst du dich auch noch viel länger,
Bären bleiben Sohlengänger.
Streite nicht wie Meister Petz
wider das Naturgesetz.
Nutzlos hast du dich zerfranst,
weil du willst, was du nicht kannst.

Bildung

Ich saß im D-Zug. Vis-à-vis
ein Gent mit Pranken wie Zinnober.
Er schnalzt' und schmatzte wie ein Vieh.
Die Suppe kam und auch der Ober. –

Der Kavalier beschloß den Schmaus,
entschlürft den letzten Rest dem Glase,
dann zog er einen Spiegel raus,
drückt einen Pickel aus der Nase,

steckt dann den Finger in den Mund.
Mit einem Kopfnick, einem leisen,
und einem Rülps aus Herzensgrund
sprach er: „Ich wünsche wohl zu speisen.“

Einem Pessimistviech ins Stammbuch

Das Unken geizt den Ästheten,
das Kritteln ist ihr Privileg.
Ich halte es mit den Poeten
und gehe gradaus meinen Weg.
Es läßt sich so leicht überwintern,
bewahr dir ein kindliches Herz.
Aus einem verzweifelten Hintern
kommt niemals ein fröhlicher Ferz.

Steckbrief für Intellektuelle

An ihren Phrasen sind sie zu erkennen.
Sie schlagen Schaum aus Oberflächlichkeit.
Doch wehe, wenn sie sich noch weiblich nennen,
dann wendet man sich schnell zum Gehn – und speit.

Sie sind ganz Kopf – vom Knöchel bis zum Kragen.
Ihr Horizont ist eng – der Mund sehr weit.
Sie sind stets negativ und sozusagen
Der Blinddarm in dem Bauche unsrer Zeit.

Sie sind von vornherein schon allem überlegen,
so himmelhoch- und abgrundtiefgescheit.
Ihr „Nie-Dahinterkommen“, doch ihr „Stets-Dagegen“
ist das Geheimnis ihrer Überlegenheit.

Oh, wenn sie wüßten, wie sie komisch wirken!
In ihrem Dünkel spreizen sie sich groß und breit
Wie stolze Eichen zwischen Krüppelbirken –
Und sind Kakteen nur in Wirklichkeit.



Aus der Zeit der „Arche“, um 1937

TOLERANZ

Weisheit auf Eseln

Ein Weiser ritt vom Morgenland
auf seinem Esel durch den Sand.
Der Weise dachte, dacht' und ritt,
der Esel stapfte Schritt für Schritt.
Auf gleichem Wege kreuz und quer
kam noch ein weiser Mann daher,
der dachte auch und dacht' und ritt,
sein Esel stapfte Schritt für Schritt.
Die weisen Männer grüßten sich
mit „Salem“ und „Gott grüße dich“.
Sie waren nämlich ganz extrem
aus Mekka und aus Bethlehem.
Auch beide Esel grüßten sich
auf ihre Art, ganz einheitlich.
Nach kurzer Zeit ein weiser Mann
mit Vorsicht ein Gespräch begann.
Er wählt als Thema das Problem:
Ob Mekka oder Bethlehem.
Der andre Weise lauscht und ritt,
die Esel stapften Schritt für Schritt.
So geht es eine Weile fort,
da nimmt der andre Mann das Wort,
behauptet, daß das Seelenheil
allein nur ruht im Gegenteil,
denn überdies und außerdem
nur Mekka – niemals Bethlehem.
Jetzt rief der weise Widerpart:
Man schwört beim Kreuz und nicht beim Bart.
Ob das Gott wohlgefällig sei
von wegen der Vielweiberei.
Höchst sündig – wenn auch angenehm –
sei Mekka anstatt Bethlehem.
Man diskutierte, stritt und stritt.
Die Esel dachten Schritt für Schritt:

Für uns ist beides unbequem,
ob Mekka oder Bethlehem.
Der Abend kam und dann die Nacht.
Wenn sich die zwei nicht umgebracht,
schwört jeder noch auf sein System,
teils Mekka und teils Bethlehem.
Das haben alle Weisen eigen:
Sie lassen sich nicht überzeugen.

Wenn sich zwei weise Männer streiten,
die sollten nie auf Eseln reiten,
auch nicht beim Streit ums Seelenheil,
denn Esel denken sich ihr Teil.
Ob Mekka oder Bethlehem –
für Esel ist dies kein Problem.

Eheharmonie

Ich hab' ein kleines Wetterhaus,
da geht ein Ehepaar ein und aus.
Doch sieht man beide nie zu zwei'n,
ein jeder geht für sich allein.
Bei schönem Wetter kommt sie raus
aus ihrem kleinen Wetterhaus.
Das ärgert ihn, drum bleibt er drin.
Wenn's regnet, geht sie wieder rin.
Erst wenn sie drin ist, kommt er raus
aus seinem kleinen Wetterhaus.
Das ärgert sie – drum bleibt sie drin.
Wenn's schön wird – geht er wieder rin.
Erst wenn er drin ist – kommt sie raus
aus ihrem kleinen Wetterhaus.
Das ärgert ihn – er kommt in Wut.
Sie geht rein – wenn es regnen tut.

Erst wenn sie drin ist – kommt er raus
aus seinem kleinen Wetterhaus.
Das ärgert sie – sie ist ergrimmt.
Er geht rein, wenn das Sönnchen kimmt.
So geht es nun tagein, tagaus,
sie raus – er rein – er rein – sie raus.
Einmal kommt er – einmal kommt sie,
das nennt man Eheharmonie.
Somit wär' die Geschichte aus
vom Ehepaar im Wetterhaus.

Temperierte Wasserleitung

Zwei Rohre gehn durch ein Hotel
in schönster Eintracht parallel,
gehn sozusagen Arm in Arm.
Ein Rohr ist kalt – das andre warm.
Vom Keller steigen sie empor
zum ersten Stock, Rohr neben Rohr.
Sie machen an zwei Hähnen halt.
Ein Hahn heißt „Warm“, der andre „Kalt“.
Der eine sprudelt glühend heiß,
der andre aber kalt wie Eis.
Vom ersten Stock geht dann empor
zum zweiten Stock Rohr neben Rohr.
Sie machen an zwei Hähnen halt,
ein Hahn heißt „Warm“, der andre „Kalt“.
Der eine sprudelt ziemlich heiß,
der andre beinah kalt wie Eis.
Vom zweiten Stock geht dann empor
zum dritten Stock Rohr neben Rohr.
Sie machen an zwei Hähnen halt,
ein Hahn heißt „Warm“, der andre „Kalt“.

Der eine sprudelt nicht mehr heiß,
der andere auch nicht kalt wie Eis.
Vom dritten Stock geht dann empor
zum vierten Stock Rohr neben Rohr.
Sie machen an zwei Hähnen halt,
ein Hahn heißt „Warm“, der andre „Kalt“.
Der eine sprudelt wärmlich flau,
der andre nur ganz lind und lau.
Vom vierten Stock geht dann empor
zum fünften Stock Rohr neben Rohr.
Sie haben durch des Marsches Last
sich gegenseitig angepaßt.
Im zwölften Stock stimmt's ganz genau,
statt heiß und kalt sind beide lau.
Das Ding hat einen tiefen Sinn,
und zwar liegt nur der Grund darin:
Das Rohr von links, das Rohr von rechts
sind beide selbigen Geschlechts.
Kein Wunder, wenn so was passiert,
daß man die Temp'atur verliert.



Dandylike, undatiert, 1930er Jahre (?)

STIMMUNG UND ANDACHT

Sägespäne

Wenn man als Kind vor einem Spielzeugladen stand
und sah im Schaufenster die herrlich bunte Pracht,
wie hat vor Sehnsucht da das kleine Herz gebrannt!
Das Kinderauge hat geleuchtet und gelacht.
Ja, das möchte ich so gerne haben,
und auch das da ist so wunderschön.
Das Püppchen und den blonden Knaben,
den Teddybär mit aufzudrehn,
und das und das und noch viel mehr.
Wenn man's dann hat – ja, was ist dann nachher?
Erst freut man sich beinahe bis zu Tränen.
Und was ist dann?
Dann polkt man dran –
und steht vor lauter, lauter Sägespänen.
So ist nun mal das kindliche Gemüt,
es braucht ein bißchen Hoffen und ein bißchen Sehnen.
Wenn man das Spielzeug durch ein Schaufenster besieht,
dann merkt man nichts von all den Sägespänen.

So lang man klein ist, sind die Wünsche auch ganz klein.
Dann wird man größer und will immer mehr und mehr.
Man möcht' gern irgend etwas von Bedeutung sein,
vergessen sind die Puppen und der Teddybär.
Man möcht' gern etwas groß erleben,
man möcht' gern etwas Tolles sehn,
man möcht' den höchsten Ruhm erstreben,
umjubelt vor der Menge stehn,
und Geld und Rang und noch viel mehr.
Wenn man's dann hat – ja, was ist dann nachher?
Erst freut man sich, erreicht ist all das Schöne.
Und was ist dann?
Man schaut es an –
erfüllte Wünsche sind meist Sägespäne.

So ist und bleibt nun mal das alte Lied,
der Mensch braucht Hoffnung und ein bißchen Sehnen.
Wenn man das Leben durch das Schaufenster besieht,
freut man sich an den bunten Sägespänen.

Sandalenbrief

Lieber Freund, besinnst Du Dich? Wir saßen beide
beim Glas Bowle in der Laube von Jasmin,
dabei gröhlten wir das Liedchen von der Heide,
wo die aller-allerletzten Rosen blühen.
Heute fühlte ich mein Herz vor Freude strahlen,
auf der Straße sah ich eine hübsche Maid,
lustig klippten-klappten ihre Holzsandalen
wie dereinst in unsrer Jugendzeit.
Weißt Du noch, wenn abends spät die Sterne blitzten,
und wir saßen mit den Mädchen dort im Hain,
wenn wir unsre Namen in die Holzsandalen schnitzten,
so mit Herzen drum – und drunter „Ewig Dein“?
Wir gelobten Treue uns zum Weh und Wohle,
heil'ge Schwüre klangen in den Frühlingswind,
und wir waren ganz ein Herz und eine Sohle,
bis wir dann auf Tischlers Rappen heimgeklappert sind.
Um mir all die schönen Bilder wieder auszumalen,
singe ich mein Lied so froh und frei:
Auf der Straße klappern wieder Holzsandalen
wie dereinst im schönen Monat Mai.
Gestern nacht, da sind sie mir im Traum erschienen,
und vor lauter Freude schoß ich bald Kobolz.
Seid begrüßt, ihr lieben Holzpantinen,
seid begrüßt mit dreifach donnerndem „Gut Holz“!

Ferienbilanz

Der Koffer steht zur Abfahrt marschbereit,
trübsinnig stiert er in des Zimmers öde Leere.
Halt, oller Freund, noch sind wir nicht so weit,
da in dem Schiebfach liegt noch eine Kleinigkeit,
ein paar beschmierte Bogen, meine Bürste und die Schere.

Man kramt und grübelt dann noch eine kurze Zeit,
besieht die Rechnung seufzend und betastet sich von
innen.

Man ist nicht recht betrübt und auch nicht ganz erfreut,
man schwankt so zwischen Zukunft und Vergangenheit,
ein Bein ist nicht ganz draußen und das andre nicht ganz
drinnen.

Man tröstet sich. Das Gestern wird erst morgen nett.
Durch die Vergangenheit vertalmigoldet sich das Leben.
„Mensch, döse nicht,“ mahnt in der Tasche das Billett.
Man greift zum Stock und Hut nebst Mantel – so man
einen hätt’.
Dann folgt das obligate Pfötchen- und das Trinkgeldgeben...

Von fern winkt das Büro und auch der Stammtischplatz.
Im Koffer schnarcht verknauscht des Sommers weiße Hose.
Ein Abschiedsliedchen pfeift vom Dach der Spatz.
Die Ferien waren wieder einmal für die Katz.
Am Grabenrand blüht schon die erste Herbstzeitlose.

Astronomische Gastronomie

Am blauen Himmel hängt der Sonnenkloß.
Er ist so gelb, so kugelrund und groß.
Allmählich neigt er sich hinab zum Meere,
dann tunkt er in die riesige Sauciere.
Ganz hinten lauert schon die schwarze Nacht.
Sie hat ihr Drachenmaul weit aufgemacht,
verschluckt mit einem Happs das Sonnenklößchen
mit der Sauciere und dem ganzen Sößchen.
So macht die schwarze Nacht es immerdar,
dreihundertfünfundsechzigmal in einem Jahr
verschlingt sie Tag für Tag mit ihrer Riesenschnauze
den Sonnenknödel mit nebst samt der Sauce.
So ist nun mal der Weltenlauf:
der eine frißt den andern auf.
Ob gastro- oder astronomisch,
auf jeden Fall – ich find es komisch.

Gewitterstimmung

Wenn die Schwalben niedrig übers Wasser streichen
und die Tümpelkröte sitzt im Schilf und unkt,
weiß man: Das sind meistens keine guten Zeichen,
weil im Hintergrunde ein Gewitter funkt.
Wenn die dichten Wolken sich zusammenballen,
hüllen uns in eine graue, dunkle Gruft,
wenn die ersten schweren Regentropfen fallen,
seufzt die Großmama: „Es liegt was in der Luft.“
Fern im Osten fängt es langsam an zu wettern.
Hin und wieder hört man einen Donnergröhl.
Leise raschelt es in den papiernen Blättern,
und man weiß nicht, was draus werden soll.

Auch im Südost tobt das Dauerungewitter.
Pakt um Pakt wird hier geschlossen und verpufft.
Abends sagt am Stammtisch Michel zu dem Piter
ganz geheimnisvoll: „Es liegt was in der Luft.“

Oh, wie herrlich, was die Dichter uns verkünden:
Nach dem Regen folgt ein Sonnentag.
Welch ein Glück, daß doch nicht alle Blitze zünden,
und ein Furz, der ist fürwahr kein Donnerschlag.
Ist das Wetter gnädiglich vorbeigezogen,
weht vom Garten her ein frischer Blumenduft,
über Land und Meer erstrahlt ein Regenbogen.
Ein Gewitter ventiliert die dickste Luft.

Heuschreck im Herbst

Ich sitze traurig unter Herbstzeitlosen,
und höre kein Muh-muh und kein Meck-meck.
Es beben meine grünen Sommerhosen.
O Schreck, o Schreck – das Gras und Heu ist weg.
Die rauen Stürme wehn aus Ost und Norden,
und meine Wiesen liegen kahl und leer.
O wie ist es kalt geworden,
und der Heuschnupf plagt mich sehr.

Verschwunden sind die Käfer und die Larven,
statt Lerchen – hör ich Nebelkrähen nur.
Die lieben, bunten Schmetterlinge schlafen.
Ich bin allein – allein auf weiter Flur.
Die ganze Welt ringsum liegt so verschwiegen
gleich einem öden Bahnhofswartesaal.
Möcht in Gras und Blumen liegen,
barfuß gehn im Sonnenstrahl.

Ich hoffe still in meinem Erdenloche:
Der liebe Gott verläßt den Heuschreck nicht.
Ich warte auf – die neue Zeitepoche,
und singe heiser, bis der Lenz anbricht:
Alles neu macht der Mai.
Freu dich, Schreck, dann gibt es Heu.
Heuschreck – Ahoi. –

November-Elegie

Der Tropfen tropft in meines Daches Rinne,
tripp-tropp, tripp-tropp.
In beide Hände stütze ich den Kopp.
Im Nebel liegen Feld und Wald und meine Sinne.
Der Wind bläst eine graue Melodie.
Melancholie. –
Des Sommers letzter Gruß
ist eine Fliege, die auf meiner Nase tanzt.
Hebt mühsam Fuß um Fuß. –
Ich schau' dem Tanze zu, und mich beschleicht ein
Kummer.
Im Lenze sah ich sie als schlankes Fliegenjüngferlein,
doch jetzt ist sie ein dicker Brummer. –
Es heult der Wind, der Regen tropft.
Mein armes Herz voll Wehmut klopft.
In meiner Nase rotem Glanz
vollführt sie ihren Totentanz.
Zum letztenmal das Bein sie schwingt,
und tot sie von der Nase sinkt!
Vor mir ein Fliegenauge brach.
Ein großer Tropfen rollt ihr nach.
Die Uhr tickt in mein Herzeleid,
Vergänglichkeit. –

Ein altes Lied

Es liegt ein Stern in der Gossen,
dran hanget ein Stückerlein Herz.
Es kam über Abend ein Regen,
zog beides hinab erdenwärts.
Nun sind seine Strahlen erloschen,
im Dunkel der Nacht steh' ich hier.
Es liegt ein Stern in der Gossen,
das Herze daran ist von mir,
das Herze daran ist von mir.

Später Sommer

Verschwunden sind vom Feld die letzten Garben.
Das Laub der Bäume schimmert rostigbraun.
Der Garten strahlt jetzt in Spätsommerfarben,
und draußen steht der Herbst schon vor dem Zaun.
Der Nebel senkt sich wie ein grauer, feuchter Hauch
auf Flur und Au und auf den Hagebuttenstrauch.
Ein letzter Gruß der bunten Georgine,
dann greife ich zur Winterpellerine.

Die Luft ist kühl, es schwingt in ihr ein Grämen,
so wie ein fernes, kaum geahntes Leid.
Es ist so wie ein stilles Abschiednehmen
von einer schönen, vielgeliebten Zeit.
Die Erde prangt in ihrem letzten Blumenflor,
bereitet sich auf herbstlich rauhe Tage vor.
Die Asten blühen so prächtig wie ein Wunder.
Im Glase blinkt und funkelt der Burgunder.

Jetzt rüsten sich die Vöglein auch zum Reisen,
versammeln sich in Scharen im Geäst.
Sie ruhen aus, sie fliegen auf und kreisen.
Es ist so wie ein Sommer-Abschiedsfest.

Bald geht mein Zug, denn heute ist der letzte Tag.
Mir ist so weh, daß ich es kaum beschreiben mag.
Verklungen sind des Sommers frohe Lieder.
Die Träne rinnt, der Asphalt hat mich wieder.

Das letzte Dorf

Die stille Straße kommt von irgendwo und schwindet.
Sie macht im letzten Dorf nur flüchtig halt,
wo eine Welt in eine andre mündet,
dann pilgert sie zum Hügel in den Wald.
Hier ist ein sanftes In- und Auseinandergleiten,
ein Finden und ein Scheiden. Es verebben sacht
der Welt Getriebe in des Waldes Einsamkeiten.
Hier sagen sich die Häslein und die Rehe gute Nacht.

Ein Stückchen Sonntag

Hat man bei der Arbeit eine Pause eingeschaltet,
halten die Gedanken eine kleine Weile Rast.
Sieht ganz nebenbei, indem man seine Hände faltet,
durch das Fenster einen Vogel drüben auf dem Ast.
Wie durch dichten Nebel hört man die Fabriksirene.
Sie erinnert an das Meer, an eine ferne Zeit.
Man durchträumt aus vielen Jahren das erlebte Schöne
in den wenigen Minuten der Beschaulichkeit.
Auf dem Hofe spielen, munter lachend, kleine Mädchen.
Durch das Fenster blickt ein heller, zukunftsreicher Schein.
In der Pause webt, gleich einem zarten Silberfädchen,
sich ein Stückchen Sonntag in den grauen Alltag ein.

Abendstimmung

Der Forst ruht still. Still ruht der Forst.
Der Adler schnarcht in seinem Horst.
Die Adlerin seufzt tief und schwer,
sie denkt an einen Adel-er.
Die Wildsau sanft im Traume grunzt.
Der stolze Hirsch hat ausgebrunzt.
Die Eule ihr Gefieder spreizt.
Das Käuzchen sitzt im Baum und käuzt.
Der alte Förster Eduard
ging längst zu Bett, indeß sein Bart
liegt sorgfältig und höchst apart
auf dem Plumeau breit aufgebahrt.
Der Mond schaut durch das Fenster zu,
und über allen Bettzipfeln herrscht Ruh.

Schweremütiger Abend

Ich habe mir den Abend ach so wundervoll gedacht,
jedoch das Schicksal hat ihn mir komplett kaputt gemacht.
Der Himmel hängt voll grauer Tränensäcke.
Ein Windbeinkleid pfeift stürmisch um die Ecke.
Die Zitterpappel zittert mit dem Hinterteil.
Die Trauerweide grüßt mich: Trauerweidmannsheil!
Es schluchzt die Nachtigall beim Mondenscheine,
sie klagt so über Nachtigallensteine.
Auch die Glühwürmchen funktionieren nicht,
dieweil es ihnen an dem Hinterlicht gebricht.
Und dann die Mücken – Mücken – nichts als Mücken.
Man solls nicht glauben wie die Mücken jücken.
Sogar der gute Mond nimmt ab – statt zu,
und über allen Wipfeln ist mehr Un- als Ruh.

Im Teiche höre ich die bösen Unken unken.
Es klingt, als lachten sie mich aus, diese Halunken.
Doch tröst ich mich: O armes Herz verzage nicht.
Der Esel geht so lang zum Brunnen bis er bricht.

Morgenandacht

Es windet mir ein frischer Ost
ein bläulich Band um meine Nase.
Ein Brief kam mit der Morgenpost,
und weht mir Blumen in die Vase.

Das wird fürwahr ein schöner Tag.
Mein Herz erfüllt ein frohes Ahnen,
mit Wachtelsang und Finkenschlag.
Am Himmel flattern goldne Fahnen.

Die Lerche schwingt sich zum Zenith.
Der See glänzt morgendlich gerötet.
Vor einem Gänseblümchen kniet
ein Elefant im Gras – und betet.

Es werde

Der Fink probiert sein Osterlied
und läßt die ersten Triller steigen.
Es atmet in den kahlen Zweigen,
wie wenn ein langer Schlaf entflieht.

Am Wiesenhang der Krokus blüht,
der erste zarte Frühlingbote,
wie bunte Lichtlein, rosarote,
aus welchem Gras hervorgesprüht.

Die Pflugschar ihre Furchen zieht.
Es weht ein Duft von frischer Erde.
Gott sprach sein schönstes Wort: „Es werde.“
Das größte Wunderwerk geschieht.

Reife

Wenn man nicht mehr weinen und nicht mehr beten kann,
dann ist das Herz nur ein Lederlappen aus lauter Sehnen.
Das Blut fängt in den Adern zu verwässern an.
Man betet ohne Worte, und man weint ohne Tränen.
Wie der Mond, der durch den einsamen Abend geht,
ohne Wärme und Leben zu spenden.
Wie ein gebeteter Fluch oder ein gefluchtes Gebet,
mit gefalteten Fäusten oder mit geballten Händen.
Wenn man all den seelischen Krempel abgetan,
wenn man dem Gewissen einen Fußtritt gegeben,
wenn man nicht mehr weinen und nicht mehr beten kann –
dann ist man reif für den Tod oder dieses Leben.

Mann im Restaurant

Im Restaurant, da sitzt ein Mann
ganz einsam und verlassen.
Die Kellner gehn in langer Reih'
im Gänsemarsch an ihm vorbei
und sehn ihn von der Seite an,
als würden sie ihn hassen.
Ich schau mir mal den Ärmsten an.
Was hat denn bloß der Mann getan,
daß ihn die Kellner meiden?

Bedient sind alle Gäste rings,
doch dieser Mann bleibt liegen – links,
den kann kein Kellner leiden.
Es rauscht vorbei die Gegenwart,
dem Mann wächst schon ein Knebelbart,
er ist kaum noch zu retten.
Die Kellner kümmert das 'nen Dreck,
sie stehen müßig rum im Eck
und spielen mit den Servietten.
Der Mann sitzt da ganz isoliert,
bis er verhungert und erfriert.
Vielleicht sitzt er noch heute.
Ich zahle, gehe, und ich find',
daß manches Mal die Kellner sind
sehr sonderbare Leute.



Aus den Anfangsjahren, undatiert, um 1920

ASPHALT, LEB WOHL

Stadtflucht

Manchmal schau' ich aufwärts zu den Dächern ringsumher,
denn die grauen Häusermauern drohn mich zu erdrücken.
Auf den Straßen liegt die trübe Luft so bleiern schwer,
und ich trage sie wie eine Last auf meinem Rücken.

Einmal möchte ich von einem grünen Bergeshang
wieder einen Blick ins blaue, weite All genießen.
Möchte still bewundern einen Sonnenuntergang,
wie wenn Himmel, See und Erde ineinanderfließen.

Möchte wieder einen Baum mit reifen Äpfeln sehn,
wie wir sie als Kinder heimlich, oft und gern gestohlen.
Möcht' auf einem Bauernhof vor einem Kuhstall stehn
und ganz tief, aus allertiefsten Tiefen Atem holen.

Einmal möcht' ich wieder über weite Felder gehn
und die weiche Schnauze streicheln einem Ackerpferde.
Möchte Enten schnattern hören und die Hähne krähn.
Meine asphaltmüden Füße sehnen sich nach Erde.

Asphalt, leb wohl

Es ist so schön, das Kofferlein zu packen
und dem Asphalt zu sagen lebewohl.
Für ein paar Tage sich nicht abzuplacken,
fort aus dem grauen Dunstkreis des Benzol.
Auf, in die Berge oder in das Grüne.
Hinein ins Meer und in den Sand der Düne.
Nur fort nach irgendeinem Ruhepol.
Ich mache Ferien. Asphalt, leb wohl.

Ich hör' im Geist der Herde Glocken läuten,
statt Straßenbahn und Telefon.
Ich pfeife auf die Kunst der Pharmazeuten
und schlürfe Luft und Fichtenwaldozon.
Mein Glück ist wahrlich kaum noch zu beschreiben,
einmal acht Tage unrasiert zu bleiben.
Gewaltig keimt aus meinem Kinn der Sauerkohl.
Ich mache Ferien. Asphalt, leb wohl.

Ich freu' mich auf das Taschentücherschwenken.
Bald geht der Zug, ich kann ins Freie sehn.
Mag nicht ans Kofferwiederpacken denken
und laß' die Uhr für ein paar Tage stehn.
Nun bin ich frei, weg mit dem Schlips und Kragen.
Ich möchte ein paar Purzelbäume schlagen
und singe so vergnügt wie der Pirol:
Ich mache Ferien. Asphalt, leb wohl.

Gruß an die rote Erde

Dort, wo die Leckebecke fließt,
wo auf dem Feld der Kappes sprießt,
wo man die dicken Bohnen baut,
wo man den echten Pannas kaut,
dort quillt zu Deutschlands Ruhm und Ehr
der edle, klare Steinhäge—r.
Dort schafft mit Fleiß in Feld und Flur
der biedere westfälische Buer.
Dort steigt der Püttmann in den Schacht,
dort werden die Briketts gemacht.
Die Frauen dort sind gut und fein,
de Käl's hewt Köppe so hart wien Stäin.
Dort sagt man zart und mit Gefühl:
„Du gottverdammten Donnerkiel.“

Wie klingt so lieb und garnicht grob:
„Eck hau di äin förn Piepenkopp.“
Wie höflich sagt man dort auf platt:
„Du Dusseltier, eck driet di wat.“
Ja diese Sprachenmelodien
die sind bestimmt kein Charm aus Wien.
Sie sind geformt aus Stahl und Erz,
sie haben Blut und haben Herz.
O selig, wessen Arm umspannt
einen Schinken aus Westfalenland.

Es gibt ein Stück Erde...

Es gibt ein Stück Erde, an dem man klebt,
und das man im Herzen stets liebbehält.
Die Scholle, auf der man die Kindheit verlebt,
vergißt man niemals im Trubel der Welt.
Man kennt jedes Steinchen und weiß jeden Laut.
Es taucht vor uns auf, so lebendig und wach,
das Haus mit dem Gärtchen, so heimisch vertraut.
Die Tauben girren noch auf dem Dach.
Die rissige Mauer mit dem wilden Wein,
berankt bis zum Giebel grün und dicht.
Die Stare nisten am Dachfensterlein.
Der Vater kommt müde heim von der Schicht.
Der Birnbaum steht verkümmert, wie er damals war,
und Sonnenblumen blühen am Gartenrand.
Es ist so, als streichle unser zerzaustes Haar
der guten Mutter segnende Hand.
Und wenn man die Welt kennt und alles gesehen,
bleibt dieses Stück Erde, an dem man klebt.
Mag sie finster und arm sein, für mich ist sie schön –
die Heimat des Bergmanns, wo ich die Kindheit verlebt.

Die Bergmannskuh

Wenn ich eine Ziege seh',
muß ich an zu Hause denken.
Höre ich das traute Mäh,
kann ich mich zurückversenken
in die Zeit der bloßen Füße.
Vor mir seh' ich Hof und Feld.
Tiere bringen ihre Grüße
aus der bunten Kinderwelt.
Wenn ich eine Ziege seh',
denk' ich an zerrißne Hosen,
und zum Dank für jedes Mäh
möcht' ich ihren Bart lieblosen.
Friedlich grast die Bergmannskuh
unter Silberbirkenstämmchen.
Gab uns Milch und noch dazu
um die Osterzeit ein Lämmchen.
Die Kaninchen, Täubchen, Entchen,
Stare, Spatzen, groß und klein,
bringen mir ein lustig Ständchen,
selbst der Kater stimmt mit ein.
Lieblich klingt das weiche Mäh,
Heimatklänge mich umschmeicheln.
Wenn ich eine Ziege seh',
muß ich hingehn – und sie streicheln.



Aus der Zeit der „Arche“, um 1937

LIEBE

An Dich

Heute ist es ganz still um mich,
oh, daß niemand diesen Frieden störe.
Heute denke ich so viel an Dich,
mir ist, als ob ich Dein Herz schlagen höre.

Es läutet keine Glocke, es lacht kein Kind,
nur Du bist um mich und die Sterne.
An meiner Seite der Abendwind
erzählt mir von Dir in der Ferne.

Erzählt mir von Dir so lieb und vertraut
und streichelt am Wege die Zweige.
Kaum fühlen wir, daß der Morgen graut.
Ich lausche verträumt und schweige.

Noch immer ist es ganz still um mich,
doch fühl' ich ein leises Bangen.
Noch immer denk' ich so viel an Dich,
bald kommt der Tag mit seinen Menschen gegangen.

Brief aus dem Wartesaal

Weißt Du noch, als ich bei Dir saß?
Es war anno dazumal.
Vor Dir standen drei Eier im Glas,
im Bahnhofswartesaal.
Es war morgens gegen zwei,
mein Zug fuhr erst um vier.
Aus der Ecke klagte Kindergeschrei,
und es roch nach Tabak und Bier.
Besinnst Du dich auf den alten Mann,
der neben uns schnarchend saß?

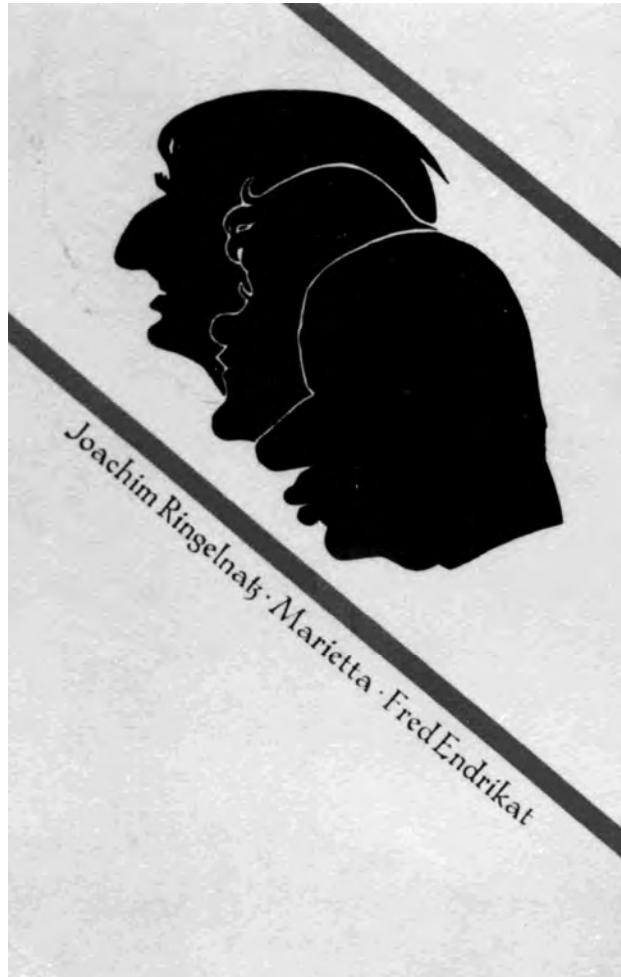
Aus Deinen Augen eine Träne rann,
rann rin in die Eier im Glas.
Nun sitze ich wieder im Wartesaal
und denk' an den schnarchenden Mann.
Auch an das Kindergeschrei denke ich jedesmal,
und an die Träne, die in die Eier rann.
Gleich geht mein Zug, den ich beinah vergaß.
Ich schaue betrübt vor mich hin.
Drei Eier im Glas, drei Eier im Glas,
die liegen mir im Sinn.

Der Zufriedene

Einst war ich ein lustiger Junggesell',
Die Sonne des Lebens, sie lachte mir hell,
Keinen Glücklicheren gab es hiernieden.
Ich war zufrieden.

Dann hab' ich ein hübsches Weibchen gefreit,
Es war eine glückliche, eine wonnige Zeit,
Wir liebten uns ohn' zu ermüden.
Ich war zufrieden.

Jetzt bin ich ein ziemlich gereifter Mann,
Seh das Leben mit anderen Augen an.
Seit acht Tagen bin ich geschieden.
Jetzt bin ich zufrieden! --



Postkarte aus der späten „Simpl“-Zeit, undatiert

TIERGESCHICHTEN

[Auch unter den Tieren]

Auch unter den Tieren gibt es Schweine
wie unter den Menschen – große und kleine.
Auch Drohnen und Faultiere gibt es sicherlich.
Nur Spießer und Schmök gibts unter Tieren nich.

Herdentiere

Menschen, die sich selber nichts zu sagen haben,
Sieht man stets in Scharen, Rotten oder Rudeln
stehen, sitzen oder wandern.
Einer glotzt und schnuppert nach dem andern.
Mit Begeisterung können sie sich so
recht von Herzenslust mit Schleim und Schmier besudeln,
statt den eignen Dreck an einer Rinde abzuschaben.
Nur in Horden sind sie ihres Lebens froh.
Wie herrlich ist es, ganz allein
mit sich selbst vereint zu sein,
irgendwo
auf einem stillen Clo.

Mickymaus putscht im Weinkeller

Es sprang die kleine Mickymaus
aus der Filmleinwand heraus.
Sie rief: „Hurrah, jetzt bin ich frei.
Schluß mit der ew'gen Filmerei.
Das hält nicht mal Hans Albers aus –
geschweige denn die Mickymaus.“
So rief sie leinwandmüd und kroch
durchs erste, beste Mauseloch.

In schwarzer Schrift auf weißer Wand
ein Pfeil und „zum Weinkeller“ stand.
Die Micky denkt mit leichtem Sinn:
„Aha, marsch marsch – da gehste hin.“
Und eins, zwei, drei im Trippeltrab
flitzt sie die Kellertrepp hinab.
Wo hinter Fässern, Stroh und Kisten
die bürgerlichen Schwestern nisten.
Die Micky von der Leinwand
ist jedem Menschen wohlbekannt,
doch hier im Mäuseunterstand
gilt sie – wie der Prophet im Vaterland.
Die Micky ist darüber froh:
„Na, endlich mal inkognito.
Ich bin ein Star im Lampenschein,
hier will ich Maus – und kein Bajazzo sein.
Jetzt tobe ich mich gründlich aus
wie eine hundsgemeine Maus.
Juchheirassa – was kost die Welt?“ –
Flugs turnt der kleine Springinsfeld
empor am hohen Weinregal.
Ein Kladdradatsch – mit einem mal
rollt eine Flasche, voll und rund,
hernieder auf den Ziegelgrund.
Das Glas zerfetzt mit lautem Knall.
Die andern Mäuslein flüchten all
verschüchtert ihren Löchern zu,
und psten: „Bitte – größte Ruh.
Sonst kommt und frisst uns hier die Katz.“
Die Mickymaus mit einem Satz
springt runter zu dem force majeur.
Sie denkt: „Na das ist kein Malheur.
Wer Sorgen hat – hat auch Likör.
Wer keine hat – der hat noch möhr.“
Sie leckt und nascht am süßen Wein.
Potz Kurbelkasten, schmeckt das fein.

Sie trinkt sich ganz sternhagelvoll,
und gröhlt und randaliert wie toll.
Die Mäuslein flüstern voll Entsetzen:
„Du wirst die Katze auf uns hetzen.“
Die Micky aber brüllt brutal:
„Ihr Hosenkacker allzumal,
das ist mir alles ganz egal.
Wo ist die Katz? – Her mit der Katz.
Ich knall ihr einen vor den Latz.
Ich bin so stark und habe Mut.
Schmiert die Guillotine ein mit Katzenblut.
Kommt her – ich lad euch alle ein,
dann töten wir das Katzenschwein.“
Die Mäuslein huschen sacht hervörchen
Und naschen mit an dem Likörchen.
Sie singen schon nach kurzer Zeit:
„Ein Prosit der Gemütlichkeit!“
Bald wird das Mäusebachanal
Zu einem wüsten Mordsskandal.
Im Siegestaumel schnapfserfüllt
die Mäuseschar im Sprechchor brüllt:
„Wo ist die Katz? Her mit der Katz.
Wir knalln ihr einen vor den Latz.
Wir sind so stark – und haben Mut.
Schmiert die Guillotine ein mit Katzenblut.“
Berauscht vom süßen Branntewein
schläft Maus um Maus in Frieden ein.
Tags drauf filmt Micky ganz charmant
verkatert auf der Leinwand.
Die Mäuslein krochen in ihr Loch.
Die Katz jedoch – lebt heute noch.

Kakaduselei

Zweihundert Meilen hinter Buenos Aires
geschah etwas beinahe Ungeheures.
Auf einem Palmenwedel saßen beim Geschmuse
ein Kakadu und eine Kakaduse.
Sie plapperten und schwatzten ohne Rast und Ruh,
kurzum, es war ein buntes kakadu-
rcheinander. Bis daß das Weibchen plötzlich stutzte,
weil jener Kakadu die Kakaduse kakaduzte.
Sie rief empört: „Sie freches Federvieh!
Für sie, Sir Kakadu, bin ich Miß Kaka-sie.
Sie scheinen wohl vom Tropenmond beschienen.
Ade, Sir Kakadu. Ich fliege jetzt von Kaka-ihnen!“
„Pötz Kakadunnerwetter“, rief der also Abgeblitzte.
„Ist das ein Grund, daß ich dich jetzt nicht kakasiezte?
Du hast hier vor dir keinen Botokuden.
Vom Kakasie steht nichts im Meyer, Brockhaus, noch
im Kakaduden.
Bei uns im kultivierten Urwald ist es gleich,
ob Kaka-du-sie-ihrer-ihnen oder Kaka-euch.
Mit deinem Anstandsformenfimmel lasse mich in Ruh.
Für mich bist du die Kakaduse –
Und des nachts Miß Kaka-you!“

Löwe und Zahnschmerzen

Der Wüstenkönig heult und brüllt
weil seine linke Backe schwillt.
Er heult in dur – und brüllt in moll.
Die Backe schwillt ganz jammervoll.
Sein Schmerzgeheul tönt himmelan:
„O jeh – o jeh – mein Backenzahn.
Ich gebe meine Königskron
für nur ein Stück Pyramidon.“

Schickt das Kamel in meine Näh –
 es koche mir Kamillentee.“
 Der Löwe schlägt mit seinem Schweif
 den ach so wohlbekannten Reif.
 Gen Himmel sträubt sich seine Mähne.
 Er fletscht sämtliche Löwenzähne.
 Die Tiere kommen angerannt,
 der Tiger, Leopard und Pant-
 er. Sie wundern sich darob nicht wenig.
 So sahn sie niemals ihren Keenig.
 Sein Brüllen ist nicht sehr poetisch –
 der Anblick wenig majestätisch.
 Voll Mitleid murmelt das Kamel:
 „Der König leidet, meiner Seel.
 Wie wärs denn mit Kakteenöl?“
 Drauf meint das Nilpferd: „Du Kamel.“
 Ganz ängstlich flüstert Vogel Strauß:
 „Welch Jammerbild, potz ei der Daus.
 Des Königs Wange ist ja schier
 noch dicker als ein Ei von mir.“
 „Was macht man da? Was macht man da?“,
 sagt die Giraff zum Zebera.
 Der Affe ruft dem Känguruh
 Von oben faule Glossen zu.
 Und die Hyäne auf der Lauer
 freut sich schon auf die Landestruer.
 Des Löwen Zahnschmerz stimmt sein Reich
 teils schadenfroh – teils mitleidweich.
 Gefährlich ist's ein König sein,
 wenn aus der Krone fällt ein Stein.
 Hier fiel ein Stein – mitsamt der Zacke,
 nur wegen der geschwollnen Backe.
 So hat ein kleines Loch im Zahn
 den ganzen Nimbus abgetan.
 Es ist nicht einfach, wenn man herrscht –
 beim Zahnschmerz da regt sich der Ferscht. –

Wanzen-Transaktion

Feine Leute hängen echte, alte Bilder
teils als Schmuck- teils als Reklameschilder,
innerhalb der Wohnung ringsum an die Wände.
Es gibt Rubens, Tintoretos und Rembrände.
Diese – und noch viele andre Meister hängen
in den Wohn- und Speisezimmern, oder Wandelgängen.
Feine Leute haben Bilder, Vögel oder Pflanzen,
aber nur in ganz höchst seltenen Fällen feine Leute Wanzen.
1. weil die Tiere sich erschreckend schnell vermehren.
2. weil sie nun mal nicht zum guten Ton gehören.
3. weil sie jucken und zerbeulen zarte Häute.
Summa: Wanzen sind das Privileg für arme Leute.

So vermeidet man das Hausuntier möglichst nach Kräften
wegen dieser wenig angenehmen Eigenschaften.
Aber es gibt Fälle, daß sich Wanzen einquartieren
irgendwo in einen Bilderrahmen, und dort führen
sie ein frisch-fromm-fröhlich-freies Leben.
In dem Schutze eines alten Meisters wirken sie und streben.
Ja dort streben sie – sie nisten und sie brüten –
und der alte Rembrandt muß sie – übel oder wohl – behüten.
Manchmal wundern sich die allerfeinsten Leute
über Bisse an den Schenkeln, und zerbeulte Häute.
Niemand ahnt es von den nobeln Herrn und Damen,
daß das Unheil nistet überm Bett im goldnen Rahmen.
In den Ritzen spukt und wimmelt es von bösen Geistern.
Das ist die Gefahr beim Kauf von alten Meistern.
Auf diese Weise kann man Wanzen
von hier nach Afrika verpflanzen. –



Broschüre „Simplizissimus“, Mai 1932

SPRACHSPIELE, PARODIEN, NONSENSTEXTE,
GESCHICHTEN VON LÜLAM,
SPRICHWÖRTLICHES

Sprichwörter

Man darf dem Tag nicht vor dem Abend dankbar sein
und soll das Schicksal nicht für alles loben.
Ein Gutes kommt niemals allein,
und alles Unglück kommt von oben.

Die Peitsche liegt im Weine.
Die Wahrheit liegt beim Hund.
Morgenstund hat kurze Beine.
Lügen haben Gold im Mund.

Ein Meister nie alleine bellt.
Vom Himmel fallen keine Hunde.
Dem Glücklichen gehört die Welt.
Dem Mutigen schlägt keine Stunde.

Die Wühlmaus

Die Wühlmaus nagt von einer Wurzel
das W hinfort, bis an die -urzel.
Sie nagt dann an der hintern Stell
auch von der -urzel noch das l.
Die Wühlmaus nagt und nagt, o weh,
auch von der -urze- noch das e.
Sie nagt die Wurzel klein und kurz,
bis aus der -urze- wird ein -urz--.

Die Wühlmaus ohne Rast und Ruh
nagt von dem -urz-- auch noch das u.
Der Rest ist schwer zu reimen jetzt,
es bleibt zurück nur noch ein --rz--.
Nun steht die --rz-- im Wald allein.
Die Wühlmäuse sind so gemein.

Gedanken beim steifen Grog

Wo ein Grog ist – da ist auch ein Keller.
Wo eine Zeche – ist auch ein Preller.
Wo ein Tsching – da ist auch ein Bum.
Wo ein Kümmel – da ist auch ein Rum.

Wo ein Mat ist – ist auch ein rose.
Wo ein Wind – ist auch eine Hose.
Wo ein Luv ist – ist auch ein Lee.
Wo ein W – da ist auch ein C.

Wo eine Ana – ist auch die lyse.
Wo eine Kom ist – ist auch die büse.
Wo ein Kauta – da ist auch ein bak.
Wo ein Dudel – da ist auch ein Sack.

Wo ein Säbel – da ist auch die Scheide.
Wo ein Schorf ist – da ist auch die Heide.
Wo ein Labs ist – da ist auch ein kaus.
Wo eine Freude – da ist auch ein Haus.

Wo ein Stein ist – da ist auch ein häger.
Wo ein Schorn – ist auch ein steinfeger.
Wo ein Kampf ist – da ist auch ein Sieg.
Wo eine Jungfer – da ist auch ein Stieg.

Wo ein Amboß – da ist auch ein Hammer.
Wo eine Katze – ist auch ein Jammer.
Wo eine Hexe – da ist auch ein Schuß.
Wo ein Kurz ist – da ist auch ein Schluß.

Regeln mit Ausnahmen

Nicht jeder ist ein Dichter, der Gedichte macht,
nicht jeder ist ein Narr, den man belacht.
Nicht jeder ist ein Streber, der sich irrt,
nicht jeder, der sonst gar nichts wird, wird Wirt.
Nicht alles ist Gewissen, was uns mahnt,
nicht jeder ist ein Lohengrin, dem etwas schwant.
Nicht jeder Armleuchter ist auch ein großes Licht,
nicht alles, was zwei Wangen hat, ist ein Gesicht.

Komplikationen

Der Schaum kann beim besten Willen nicht maulen,
hingegen ein Maul (es gibt Fälle) oft schäumt.
Ein Baum kann beim besten Willen nicht gaulen,
hingegen ein Gaul (es gibt Fälle) sich bäumt.
Man kann auch im Bett liegen und träumen,
daß man im Bette liegt und träumt.

Entstehungsgeschichte

Aus Tropfen an Tropfen entsteht ein Meer.
Aus Flinte an Flinte entsteht ein Heer.
Aus Schnuppe an Schnuppe entsteht ein Stern.
Aus Null und Null entsteht ein Konzern.

Aus Bogen an Bogen entsteht eine Brücke,
aus Lücke an Lücke eine kahle Perücke.
Aus Welle an Welle besteht die Rotunde,
aus Bauch an Bauch eine Stammtischrunde.

Aus Ei an Ei besteht ein Omelette.
Aus Bein an Bein entsteht ein Ballett.
Aus Traube an Traube entsteht der Wein,
aus Kropf an Kropf ein Gesangverein.

Aus Wagen an Wagen entstehen Züge.
Aus Lüge an Lüge entstehen Kriege.
Aus Ton an Ton entsteht die Musik,
aus Irrtum an Irrtum die Politik.

Aus Pfennig an Pfennig entstehen Taler,
aus Säugling an Säugling die Steuerzahler.
Aus Schulden an Schulden entsteht die Pfändung,
aus Schlager an Schlager die Radiosendung.

Aus Flocke an Flocke entsteht die Lawine.
Aus Loch an Loch entsteht die Gardine.
Aus Hammel an Hammel entsteht die Herde.
Aus Zopf an Zopf entsteht die Behörde.

Der mondäne Vamp

Ich schlürfe die Liebe wie Sekt aus dem Glas,
ich verzehr' mich, ernähr' mich durch Liebe.
Ich bin halt ein Vamp, ein papierenes Aas,
ich liebe die kitschige Liebe.
Ich brauch' Zigaretten, rotes Licht am Kamin,
ein Pyjama, exotisch geschnitten,
ein Eisbärenfell und Schallplattolin.
Zur Liebe brauch' ich Requisiten.
Und sonst gar nichts.

Männer umschwirrn mich – wie Motten ums Licht,
ihr Pulver rollt mir in die Tasche.
Und wenn sie verbrennen, ja, dafür kann ich nicht.
Hei – wie ich die Männer vernasche.
Heut flieg' ich auf diesen – und morgen auf den.
Meine Pulse vor Leidenschaft strotzen.
Ich finde mich selber so schrecklich mondän,
ich finde mich selbst oft zum Kotzen.
Und sonst gar nichts.

Der Tatzelwurm

Frei nach J.W. v. Goethe

Wer autot so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der graf-Photo nebst Assistint.
Die Kamera im Arm und den Regenschirm.
Sie sind auf der Jagd nach dem Tatzelwürm.

„Mein Junge, was machst du fürn dummes Gesicht?“
„Seht Ihr, graf-Photo, den Tatzelwurm nicht?
Den Tatzelwurm, jenes gräßliche Tier?“
„Mein Sohn, du bist benebelt vom Kümmel und Bier.“

„Du holder Knabe, komm, knipse mich,
und sämtliche Zeitungen drucken dich.
Du wirst durch mein Photo berühmt und bekannt,
zu Wasser, im Abend- und Morgenland.“

„Graf-Photo, graf-Photo und hört Ihr es nicht,
was mir der Tatzelwurm alles verspricht?
Seht Ihr, wie er dort im Wurzelwerk grinst?“
„Halte den Schnabel, mein Junge, du spinnst.“

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Sämtliche Redaktionen dir offen stehn.
Du wirst über Nacht ein prominenter Kerl,
eine große Kanone bei Ullstein und Scherl.“

„Graf-Photo, graf-Photo und steht ihr nicht dort
des Tatzelwurms Junge am finsternen Ort?“

„Sei stille, mein Junge, beruhige dich.
„Du hast einen mächtigen Tatzelwurmstich.“

„Mein Knab, ich versprech dir das höchste Gehalt,
und knipst du nicht willig – so brauch ich Gewalt.“

„Graf-Photo, graf-Photo, er hat mich gepackt.
Er bindet mich meuchlings mit einem Kontrakt.“

Es graust dem graf-Photo. Er steuert geschwind
mit Vollgas. Das Auto zu schleudern beginnt.
Er erreicht die Illustrierte mit Mühe und Not.
Wenn der Tatzel noch lebt – dann würmt er sich tot. –

Holzhacker wird sentimental

Ich hab meinen Hauklotz geschlachtet.
Er war, weiß Gott, nicht mehr neu.
Ich hab ihn voll Wehmut betrachtet,
er diente mir tapfer und treu.
Ich habe manch knorrige Eiche
auf seinem Schädel zerschellt.
Es krachten die wuchtigen Streiche.
Mein Hauklotz blieb stark wie ein Held.
Es sausten die Splitter der Buchen
beim Hacken mir wild um den Kopp.
Da half weder schimpfen noch fluchen,
mein Hauklotz sprach mutig: Hau drop. –

Er – den ich geliebt und geachtet,
das Schicksal zerkleinerte ihn.
Ich hab meinen Hauklotz geschlachtet.
Nun schmort er im trauten Kamin.
Zum Schornstein hinaus in die Ferne
entschwebt er, so leicht wie ein Hauch.
Fahr wohl, und grüß mir die Sterne.
Mein Hauklotz – ein Wölklein von Rauch.

Aus den „Schnapsgebeten“

Schnaps, du edler Götterfunke,
Schlingel aus Elysium,
nieder mit dir, du Halunke!
Runter in dein Tusculum!

Der Prinzipienreiter

Ein altes Prinzip sagte zu seinem Reiter:
„Steig ab, o Herr. Ich kann nicht mehr weiter.
Verschone mich endlich. Es wäre mir lieb,
du suchtest dir ein neues, bessres Prinzip.“
Der Reiter aber meinte mit ernstem Gesicht:
„Schon aus reinem Prinzip geht so was nicht.
Ich reite dich weiter – ganz einerlei –
und sei es – bis in die Abdeckerei.
Meine Prinzipien sind prinzipiell
bis auf die Knochen – bis auf das Fell.“
So sprach der Reiter zu seinem Prinzip,
gab ihm die Sporen und auch einen Hieb.
Prinzip ist Prinzip – ganz unbestritten.
So werden Prinzipien zu Tode geritten.

Aber was ein richtiger Prinzipienreiter ist,
der wirft selbst ein totes Prinzip nicht auf den Mist.
O nein – er läßt es gerben und stopft es aus
und reitet es als Steckenpferdchen nach Haus.
Ja, wozu wären sonst die Prinzipien da?
O, sancta consequentia. –

Stachelschweinchens Abendgebet

„Müde bin ich, geh zur Ruh.
Schließ die Schweineäuglein zu.
Über meinem Bettchen klein
wacht das Mutterstachelschwein.
Kommt ein Feind und will mich heischen,
wird sie ihn zerstachelschweinefleischen.
Niemand störet mich in meiner Ruh.
Gute Nacht, bis morgen in der Fruh.“

Lyrik unterm Regenschirm

Ich saß am Hesselohensee,
es tröpfelt—e und tröpfelt—e.
Ich dachte mir: Wie wunderbar
gegen heut' der vorige Sonntag war,
als sanft die Sonne lagert—e
wohl auf dem blitzblanken See.
Wie wäre es auf Erden fein,
könnt' es doch ewig voriger Sonntag sein.
Wie sang schon einst so wunderschön
der Trompetersmann von Säckin-gen:
Es ist gar häßlich eingericht',
drum gibt's kein' ewig vorigen Sonntag nicht! –

Am Tische saß ein Mann gerad',
der Kreuzworträtsel lösen tat.
Im Rasen spielt ein blondes Kind,
ein Kranz in seinen Locken hing.
Sein Antlitz war so zart und fein,
so zart und fein wie Elfenbein.
Ein Schwan durchschwante kühn den See,
ein Vöglein mich bekleckert—e,
die Geige schluchzte in die Höh',
mein Herz ergriff ein leises Weh.
Ich saß am Hesselohensee,
es tröpfelt—e und tröpfelt-e — — —

Der Eskimo

Ich kannte einen Eskimo,
der soff abscheulich und engros,
doch nicht etwa nur Alkohol,
nein, Walfischtran, dazu Lysol,
gemixt mit viel Petroleum.
Mir drehte sich der Magen um.
Auch soff er furchtbar gern Benzin,
gemixt mit Pfeifennikotin
nebst Buttermilch mit Protargol
und fühlte sich dabei sauwohl.
Salzsäure soff er einfach pur.
Ja, ist denn das vielleicht Kultur?
Und Renttierblut mit Schnupftabak
ist auch nicht jedermanns Geschmack.
Nach Tagesschluß soff er zu Haus
der Braut das Badewasser aus,
das war für ihn ein Kinderspiel.
Nein, was zuviel ist, ist zuviel.

Denn solches Saufen find ich roh.
Das war, beim Zeus, kein Eskimo,
viel eher schon ein Saufkimo.

Hund in der Wüste

Ich bin allein auf weiter Flur,
Nur Sand und Sand und Wüste nur.
Wohin ich schau kein Baum, kein Strauch,
Mir ist so sonderbar im Bauch.
Ich möchte gern mein Beinchen heben,
und irgend etwas von mir geben.
Doch rings ist alles flach und kahl.
Kein Eckchen, kein Laternenpfahl,
noch nicht einmal der kleinste Winkel
wohin ich armer Köter pinkel.
Ja, wenn ich nur ein Bastard wäre,
aber so – gehts gegen meine Hundeehre.
Ich bin als edler Hundesohn
ein Opferlamm der Tradition.
Bei meinen Ahnen war's so Brauch,
Parole d'honneur, so halt ich's auch.
Ich hätt längst mein Geschäft verrichtet,
doch alter Adel der verpflichtet.
Nun hüll ich mich in einen Traum,
erträum mir einen schönen Baum,
da mag es dann getrost passieren,
dafür kann ich nicht garantieren.
Im schönsten Frieden schlaf ich ein
und träume: Immer hoch das Bein!

Der Löwenzahn

Auf der D-Zugstrecke zwischen Pasewalk und Neu-Ruppin,
wo die Pfefferkuchen wachsen und die Bilderbogen blühen,
steht ein Löwenzahn ganz einsam mitten mang
Kies und Schwellen auf dem Schienenstrang.
Weite Weiden breiten sich zu beiden Seiten,
darauf blühen Löwenzahn an -zahn.
Mittendurch schiebt sich die Eisenbahn
holz- und polsterklassig in die Weiten.
Nur der eine Löwenzahn steht frei und frank,
funkelnd wie ein neues Geldstück gelb und blank,
mitten auf dem Schienenstrang.
Lülam steht am Fenster jenes Ortes,
wo ein jeder tun und lassen kann so viel und was er will,
steht am Fenster und zerbricht sich still
seinen Kopf im wahrsten Sinn des Wortes,
über jenen Löwenzahn dort auf dem Schienenstrang.
Hin und her erwägend überlegt er stundenlang:
Wie kommt dieser Löwenzahn so einsam mitten mang
Kies und Schwellen auf den Schienenstrang? –
War es von dem Löwenzahn ein Akt der Eitelkeit?
Warum hat er sich von den Genossen isoliert?
Ob vielleicht der Feigling ausgerissen
nur aus Furcht, daß er von einer Kuh gebissen?
Oder hat ihn nur der Zufall dorthin transplaniert?
Oder war es von dem Löwenzahn
weiter nichts als purer, dummer Größenwahn? –
Schitt. Was geht es mich an. Laß ihn stehn,
so denkt Lülam schließlich und läßt den Gedanken fallen.
Draußen mahnt eine laute Stimme: Aussteigeeen! –
Statt in Neu-Ruppin war Lülam in Pillkallen.
Auf dem Bahnsteig sitzend harrt er in Geduld,
bis zum Morgen auf dem Rückzug schließlich.
Zählt die Sterne, brummt dabei verdrießlich:
„Der verdammte Löwenzahn ist daran Schuld!“ –

Die multiplizierte Tafelrunde

Lülam trank und schwieg und trank und schwieg und
schwieg.

Der Wirt erzählte ihm vom letzten Krieg
und seiner ersten Frau, welche ihm durchgebrannt.
Lülam schwieg und stierte nach einem Bilde an der Wand,
„Die Tafelrunde zu Sanssouci“.

Es waren elf Personen darauf, Lülam kannte die,
den alten Fritz, Seydlitz, Ziethen und Voltaire.

Der Wirt erzählte und Lülam schwieg immer mehr.

Die Kellnerin brachte und lachte papageienhaft.

Lülam trank, schwieg und zählte aus vollster Leibeskraft
die 22 Personen bei der Tafelrunde.

So verflossen Abendstunde um Stunde
im Sande der Ewigkeit.

Lülam zählte und zählte immer wieder
die 44 Tafelrundenmitglieder.

Der Wirt schilderte die einst miserabele Zeit.

Der alte Fritz auf dem Bilde blies tapfer die Flöte,

Lülam hielt dieselbe für eine Schalmey.

Voltaire erschien ihm wie Excellenz v. Goethe.

Lülam trank und schwieg und zählte dabei
die 88 Personen auf dem Bild.

Die Kellnerin hatte die Gefäße gefüllt.

Der Wirt sprach von seiner Köchin, die sich mit einem
Postbeamten vermählt.

Der verachtachte alte Fritz schaute vom vielen

Flötenblasen etwas müde drein.

Nach Lülams Meinung konnten es ebenso gut 6 Kalifen
von Bagdad sein.

Der Wirt war etwas stiller geworden. Rings roch es nach
Tabak und Bier.

Lülam schwieg und zählte, 702, 703, 704. –

Die Ziethen und Seydlitze wimmelten wie Mücken an
der Wand.

Der Wirt reichte Lülam die Hand
und sagte laut und gähnend: „Gute Nacht.“ –
Lülam erwiderte darauf nach einer Pause:
„Tausendvierhundertacht!“ –
Die stuhlaufräumende Kellnerin meinte, es sei die
höchste Zeit.

Aber Lülam war noch lange nicht so weit,
gerade zählte er zweitausendachthundertsechzehn Stück,
und einige erschienen wie die Hauptmänner von Köpenick.
Er trank und schwieg und zählte in Schweiß sich,
fünftausendsechshundertundzweiunddreißig.
Beim 20. Tausend stand er allein in der Nacht.
Die Tür war hinter ihm zugekracht.
Er trollte sich, ließ seine Blicke, dito Beine vergeblich
schweifen
und versuchte den Hohenfriedberger Marsch zu pfeifen.
Faßte dann aber den Entschluss: „Lasse es lieber sein.“
Auf einem Beet in bunten Stiefmütterchen schlummerte
er ein.

2 Millionen achthunderttausend zählte Lülam.
Indessen wurde es ihm etwas kühl am –
Morgen weckten ihn ein Schutzmann und die ersten
Sonnenstrahlen.
Verklärt blinzelte Lülam und lallte: „Fräulein, bitte
zahlen!“

Syrupsonntag

Lülam feiert seinen Sonntagsfrieden
meist ab vier Uhr mittags in der Regel,
wenn die andern Sterblichen hienieden
ziehen in die Welt hinaus mit Kind und Kegel.

Alles das, was irdisch, achtet er gering,
sitzt mit seiner Syrupsemmel in der Hand,
sinnt und sonnt und sammelt sich als Sonderling,
sozusagen Sonntagssyrupsemmelsammelsimulant.
An dem grünen Waldessaum ein Lämmlein meckert,
einen Reigen tanzen Selma, Senta, Sonja, Suse.
Lülam sitzt daheim in der Kabuse,
süß vom Syrup und von seiner freien Zeit bekleckert.
Wenn der Kirchendiener zieht am Strang der Glocken,
kehren all die kleinen Menschlein wieder heim.
Aus den Abendsonnenwolken wie aus güldnen
Haferflocken
säuselt sanfter, süßer Syrupsonntagsseim.
Hinter all den Fenstern nach und nach verglimmt es,
die Geräusche an dem Filz der Nacht verstummen.
Lülam fragt sich noch bis Mitternacht: „Wie kimmt es,
daß die Fliegen sonntags lauter als an Wochentagen
summen?“

Unsterblichkeit

Die schlimmste Krankheit ist kurierbar,
einnehmbar, injizierbar oder schmierbar.
Das größte Leiden ist zu stillen,
nur: Doof bleibt doof, da helfen keine Pillen.



Frühe Bühnenzeit, November 1917

ANHANG
FRÜHE BÜHNENTEXTE (UM 1911),
SKETCHES UND KURZPROSA

Wenn ich so auf der Bühne steh'!

Original-Scherz-Couplet

Wenn ich so auf der Bühne steh'
und mir das Publikum beseh',
dann denke ich in meinem Sinn,
die komm'n bloß meinetweg'n hierhin.

Wenn ich so auf der Bühne steh'
und mir den jungen Herr'n beseh',
den sah ich neulich abends mal
mit'm Mädchen am Laternenpfahl.

Wenn ich so auf der Bühne steh'
und denke an mein Portmonei,
da wird es mir so leicht im Sinn,
denn darin ist auch nichts mehr drin.

Wenn ich so auf der Bühne steh',
dann denk' ich wie ist's möglich dann
daß 'ne Frau Kathrinchen heißen kann!

Wenn ich so auf der Bühne steh'
und manche junge Dame seh',
dann wird's so spaßig mir im Sinn
dann guck ich lieber garnicht hin!

Wenn ich so auf der Bühne steh'
Und alle blicken in die Höh',
dann denke ich, es ist doch schön,
hier oben auf der Bühn' zu stehn.

Das ist's was der Deutsche mit Stolz sagen kann
Original-Satyre-Complet

Wir Deutschen wir haben noch ein Vaterland
weil's drinnen sehr teuer, ward's teures genannt.
Wir haben viel Gutes auch einstmal gehabt.
Wir haben jetzt Schulden, die noch nicht berappt.
Wir haben 'nen Reichstag der sinnt Tag und Nacht
wie immer mehr Zölle und Steuern man macht.
Wir haben auch Junker die zahlen sie dann.
Das ist's was der Deutsche mit Stolz sagen kann!

Wir haben Soldaten zu Fuß und zu Pferd
die kosten nichts werden von Luft nur genährt.
Wir haben viel Schiffe, und das ist sehr fein,
die holen von draußen die Reichtümer rein.
Wir hab'n in den Lüften auch jetzt eine Macht,
wo Zeppelin alle die Spatzen verjagt.
Wir haben Minister beinah' 20 Mann.
Das ist's was der Deutsche mit Stolz sagen kann!

Wir haben 'ne riesige Nachkommenschaft
die eine ganz sichere Zukunft uns schafft.
Wir haben 'nen Stammbaum in dem Herrscherhaus
der stirbt uns bis zum Weltende nicht aus.
Wir haben viel Orden, die ich noch kriegen muß.
Wir haben auch Autos, ich laufe zu Fuß.
Wir haben 'nen Dalles, den wir größer nie sah'n,
das ist's, was der Deutsche mit Stolz sagen kann!

Wir hab'n Kolonien im Afrikaland.
Wir haben Schutztruppen auch dort hingesandt.
Wir haben erlebt dort schon manche Schlacht,
und reichlichen Segen hat das uns gebracht.
Wir haben auch Steuern, die sind sehr klein.
Wir haben Gerichtsvollzieher sehr fein.
Wir haben ein Hemd, das holt man uns dann.
Das ist's, was der Deutsche mit Stolz sagen kann!

Proletariats Ende

Rezitation

In dem Arbeiterviertel der großen Stadt liegt still und trübe eine Mietskaserne da. Armut, Elend ging dort ein und aus, Glück und Freude sie nie sah. In dem obersten Stockwerk, einem kleinen, dunstigen Raum, wohnt eine Arbeiterfamilie, der Schein einer trüben Lampe läßt die wenigen Gegenstände kaum erkennen. Ein junges Weib sitzt an der Wiege ihres Kindes, und streichelt sanft die blonden Locken, vom nahen Kirchturm verkünden die Glocken die mitternächt'ge Stunde. „Sag' Mutti, kommt Vater denn bald wieder her, und bringt uns Brot? Mich hungert gar so sehr!“ Stumm sitzt das Weib bei ihrem Kind, über die verhärmten Wangen eine Träne rinnt. Sie denkt an das Elend, an die Not immerfort, in der sie leben, fest preßt sie die Lippen aufeinander, und spricht kein Wort. Sie folgte ihm in den Ehestand, ihm, den sie liebte, mit dem sie sich für das ganze Leben verband. Sie liebte ihn auch jetzt noch mit jeder Faser ihres Herzens, trotz der Not, in welche sie unverschuldet geraten. Eine böse Krankheit band an das Bett ihn lange Zeit, die Mittel begannen zu schwinden, trotz seines Bemühens konnte weit und breit er nirgends Arbeit jetzt finden. So suchte er einige Tage schon, doch immer mit dem selben Resultat er abends den Heimweg zu seiner Lieben antrat. Da wird die Türe aufgerissen, ihr Mann stürzt herein, und mit vor Verzweiflung verzerrtem Antlitz er schreit: „O, Himmel, es gibt keine Gerechtigkeit!“ Das Weib fliegt in die Arme dem Mann, und küßt ihm die bebeden Lippen. „Ach Weib“, spricht er, „ich kann unser Elend nicht mehr schauen, ich habe meinen Plan gefaßt so eben, hier dieser Revolver soll scheiden mich aus diesem kummervollen Leben. Bist du bereit mein liebes Weib, so folge mir mit unserem Kinde, mag es die Welt auch nennen eine Sünde, nein eine Sünde ist's, in Hun-

ger und Elend zu vergehen, eine blutige Anklage wollen wir sein dem Kapital, nun, bist du bereit mit mir in den Tod zu gehen.“ Das Weib sinkt wieder auf einen Stuhl, und preßt die Hände auf das Herz, mit einer Stimme zitternd vor Schmerz ruft sie: „Dein war ich im Leben, dein will ich auch im Tode sein!“ Dann nimmt es das Kleine aus der Wiege geschwind, noch einmal küßt der Mann sein Weib und sein Kind, und dann, – – – drei Schüsse krachen, daß es schaurig durch die Nacht hingellt, im Tode der Mann noch das Weib umschlungen hält, beim Sterben murmeln seine Lippen matt und schwer: „So enden drei Proletarier!“

Bethmann sitzt im Hohlweg
Original-Satyr-Couplet

Heutzutage welche Plage doch ein deutscher Kanzler sein.
Ohne End' im Parlament drin immerfort die Zänkerein'n.
Doch am schlimmsten ist's und dümmsten, wenn man
ein Mundtoter,
unseren Bethmann, dem verdreht man seinen echten
Kanzlerkopf Tropf.

Kinder, Kinder, Kinder, wo soll das noch hin?
Bethmann sitzt im Hohlweg, weiß
nicht raus noch rin.
Er schweigt immer stille, alles schreit wie toll:
„Hol man bloß das Bett weg,
Bethmanns Weg ist hohl!“

Man lud neulich wie abscheulich ihn zur Reichstagssitzung ein.
Doch er dachte, immer sachte, auf den Leim geh' ich
nicht ein.
Den Herrn Delbrück lieber schnell schick, der mich
dort vertreten wird.
Es bleibt gleich sich, wer im Reich sich von uns beiden
dort blamiert.

Refrain: Kinder, Kinder u.s.w.

Viele Orden sind schon worden ausgedacht und hergestellt,
doch ich meine, daß alleine uns ein Schweigeorden fehlt.
Der dies Sprichwort trägt als Stichwort:
„Reden Silber, Schweigen Gold“,
von dem Bethmann, das versteht man,
gleich den ersten haben sollt'!

Refrain: Kinder, Kinder u.s.w.

Die Finanzen sind im Ganzen stets gewachsen allemal
weil sehr klüglich und vorzüglich das Ministerpersonal.
Mir wird bange, denn nicht lange, räumen im Konkurs
wir aus
weil zu Ende die Legende, Bethmann kommt in's
Taubstumm'nhaus.

Refrain: Kinder, Kinder u.s.w.

Freiheit und Recht Parodie auf Welkende Blätter

Das menschliche Leben hier auf dieser Welt
wird nur regieret alleine vom Geld.
Es drückt zu Grunde was Ideal ist
Und grausam herrschet der Kapitalist.
Der Arbeitsmann, der sehr früh schon geknickt
von Not und Sorge, er wird unterdrückt
Ihn hält kein Trost nicht, nur Hoffnung mehr hoch
tagtäglich schuftet er in seinem Joch.
Dem Kapital opfert er die letzte Kraft,
herrliche Stunden den Reichen er schafft,
nicht mal ein Hund wird behandelt so schlecht,
das nennt auf Erden man Freiheit und Recht!

Im vorigen Jahre in Spanien erschöß
man einen Herren an Geisteskraft groß,
er ist dem Volke doch sicher bekannt,
denn Ferrers Name ward sehr viel genannt.
Er hat die Jugend des Volkes belehrt,
aus der Verdummung der Pfaffen bekehrt.
Drum war den Henkern im Aug' er ein Dorn,
sie schwuren Rache deshalb voller Zorn.
Jedoch er lacht und starb voller Spott
mit kühnem Mute den Märtyrertod.
„Lebt wohl, liebe Brüder!“, rief er unentwegt,
„Ich sterbe gerne für Freiheit und Recht.“

Ein Invalide schier sechzig Jahr alt
mit scheeweißem Haare, gebeuter Gestalt
hinkt in den Häusern treppauf und treppab,
verdient als Hausierer das liebe Brot knapp.
In seiner Jugend war er stets begehrt
weil er da schuftete wie ein Pferd
doch da er alt ist, verbraucht bis zuletzt,
Hat man ihn einfach auf die Straße gesetzt.
Ob er verhungert, das bleibt sich egal
er ist nicht brauchbar für das Kapital.
Wütend vor Zorn, da das Herz einem schlägt,
das nennt auf Erden man Freiheit und Recht.

Im Ruhrgebiete, wie jeder wohl weiß,
will man einführen den Arbeitsnachweis,
den armen Bergmann trotz der Schuftere
noch binden und ketten in der Sklaverei.
Die schwarze Liste zog nicht mehr genug,
die Bergwerksbesitzer fing'n an das sehr klug,
Denn durch das Gesindevermieterbureau
will man die Leute in Zucht halten so.

Wer nicht gehorcht und pariert wie ein Hund,
jagt man von dannen wie 'nen Vagabund.
Doch wehe wenn einst das wird blutig gerächt,
dann gibt's auf Erden erst Freiheit und Recht!

Der politische Handlungskommis!

Mein Name ist Kommis Fritz Willhelm Kritisch.
Ich reise für die Firma Cohn Politisch.
Wir fabricieren allerhand Artikel,
die Politik dient als Versuchskarnickel.
In meiner Tasche hab' ich Raritäten,
die passend ausgewählt für einen jeden.
Dies Schloß z. Bspl. könnte wirklich passen,
Der Kronprinz bei dem Storch anbringen lassen.

Der Sultan dort im fernen Türkenlande
ward eingesperrt, das ist doch eine Schande.
Die Feinde kurzweg ihm den Harem nahmen,
zum Abgewöhnen ließ man ihm 12 Damen.
„Der alte Bock“, so rief man ganz rapide,
„der ist verbraucht und wird jetzt Invalide!“
Doch ich entfache ihm das Liebesfeuer,
das beste Mittel sind die Bauerneier.

Von Fehlern ist ein Mensch doch niemals ganz leer,
die meisten doch hat Hollweg unser Kanzler.
Weil er im Reden ist kein großer Prasser,
so schenk ich ihm das Fläschchen Redewasser.
Dann wird er große Reden schwingen können,
und alle Welt wird seinen Namen nennen,
Im Volk wird er besonders populär flink,
statt Bismarck heißt das Bethmann-Hollwegs-Hering.

Graf Zeppelins Luftschiff ist und bleibt doch faktisch,
ganz tadellos, und sein System ist praktisch.
Doch hab' ein Mittel ich, ein ganz probates
und dieses bei ihm anzuwenden rat' es.
Ein jeder kennt das Ding doch jeden Falles,
es hilft gewiß aus einem jeden Dalles.
Drum Zeppelin, jetzt lasse dich nicht lumpen,
Du kannst dir selbst Luft und Klamotten pumpen.

Die Königin Hollands, sie heißt jetzt Wilhelmine,
Wünscht sehnlichst eine Prinzen-Brutmaschine.
Doch leider ist noch bis zu dieser Stunde
von unsrer Technik diese nicht erfunden.
Dies Wagenrad, es ist 'ne feine Sache,
es zu befest'gen auf des Schlosses Dache.
Wenn dann ein Storch drin brütet oben feste,
holt sie sich selbst die Prinzen aus dem Neste.

Der Kronprinz Serbiens noch ein junger Mann ist,
trotzdem er schon ein grausamer Tyrann ist.
Ich glaube aber diesem saubern Bübchen,
dem spukt's ein wenig hier im Oberstübchen.
Er führet zwar den hohen Prinzen-Titel,
doch glaube ich, es war das beste Mittel,
wenn man ihm lüftet ab und zu das Röckchen
Und ihm Vernunft dann einimpft mit dem Stückchen.

Zum Nordpol ging schon manches Forschers Reise
Und mancher hat die Nas' verbrannt im Eise.
Doch Cook, Peary dachten: Statt zu frieren
woll'n wir mal lieber einen Kohl riskieren.
Es holten aber diese beiden Herrchen
den Schnupfen sich mit ihrem Nordpolmärchen.
Für Cook, Peary paßt als beste Chose,
statt 'n Lorbeerkranz, hier die Schnupftabaksdose.

Mein liebes Publikum, jetzt will ich hoffen,
daß ich auch damit ihr'n Geschmack getroffen.
Nun muß ich gehn, nach neuem ich stets hasche,
und bringe alles dann in meiner Tasche.
Wirft man von vorn die Treppe mich herunter,
so komme ich von hinten rein ganz munter.
Doch hoffe ich, daß Sie mich von den Stufen
Nicht runterwerfen sondern heraufrufen!

An der Simpl-Kasse

Personen:

Der Direktor Prosel

Das Ensemble

Direktor: (sieht auf die Uhr) Schon zehn Uhr? Es wäre Zeit, daß noch einige Gäste eintrudeln. Aber es ist ja kein Wunder, daß die Kabarets so schlecht gehen. Das Geld lassen die Leute auf der Oktoberwiesen. In den Bierzelten saufen sie sich voll und nach Schluß kommen sie in den Simpl, essen eine Leberknödelsuppe und machen Krach. Und da soll ein Kabaretdirektor Millionär werden. *(singt)* „Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin.“ Der alte Eichendorff hatte gut singen. Der hatte ja auch kein Kabarett. Was wusste der von Gagen, Getränken – und Lustbarkeitssteuer. – – Aha, ein Gast kommt geströmt. *(zieht seinen Schlips zurecht)*

Erste Dame (tritt auf)

Direktor: 'n Abend, gnädige Frau.

Erste Dame: Guten Abend. Was, das kostet hier Eintritt?

Direktor: (sehr freundlich) Gnädige Frau, es kostet aber nur eine Mark incl. Garderobe.

Erste Dame: Nur eine Mark? Na hören Sie, für eine Mark koche ich ein ganzes Mittagessen.

Direktor: (noch freundlicher) Aber gnädige Frau, dafür hören Sie hier ein erstklassiges Kabarett-Programm. Das Mittagessen dauert nur zehn Minuten, aber unser Programm dauert drei Stunden.

Erste Dame: Was, drei Stunden? Und dann hier in dieser dicken Luft? Da kann ich ja gleich morgen nach Davos fahren. Nein, das halte ich nicht aus. *(ab)*

Direktor: Wie man's macht, ist's verkehrt.

Erstes Paar (tritt auf)

Direktor: Guten Abend, meine Herrschaften, Sie wünschen zwei Plätze?

Erstes Paar: Hat es schon angefangen?

Direktor: Eben ist die Eröffnungskonferenz.

Erstes Paar: Dann können Sie doch unmöglich den vollen Preis von uns verlangen.

Direktor: Na gut, ich lasse ihnen die Karten für die Hälfte.

Erstes Paar: Teuer genug, und wie lange dauert der ganze Zauber?

Direktor: (zögernd) Ja, das kommt ganz auf die Stimmung an, aber in höchstens zwei Stunden hat sich das Programm bestimmt abgewickelt.

Erstes Paar: Was, nur zwei Stunden? Und dafür verlangen Sie sogar noch halbe Preise? Nee, Herr, das können Sie mit uns nicht machen. Da gehen wir lieber in Kintopp. *(ab)*

Direktor: Wie man's macht, ist's verkehrt.

Zweite Dame: Ich möchte gern acht Plätze reserviert haben. Wir sind eine größere Gesellschaft und kommen gerade aus Ingolstadt. Was kostet das?

Direktor: (freudestrahlend) Pro Person eine Mark.

Zweite Dame: Ach, das ist ja direkt geschenkt. Bei uns zahlt man ja im Kino mehr. Kann man aber auch schön und bequem sitzen und ganz vorn, daß man auch alles sieht?

Direktor: Es ist allerdings schon etwas überfüllt, aber ich lasse ihnen vorn noch ein paar Hocker einschieben, daß sie ganz bequem sitzen können.

Zweite Dame: Ach nein, wenn es schon so überfüllt ist, dann bemühen Sie sich bitte nicht erst. Dann ist auch die Luft so schlecht. Da kommen wir lieber ein andermal wieder. *(ab)*

Direktor: Wie man's macht, ist's verkehrt.

Dritte Dame: (tritt auf, sehr vertrauensselig) Tag, Herr Direktor. Ist jetzt wieder so ein schönes Programm wie im vorigen Monat?

Direktor: Aber natürlich, meine Gnädigste, sogar noch schöner.

Dritte Dame: Ja und Sie? O, ich kenne Sie schon sehr lange und verehere Sie. Bringen Sie heute auch wieder die Venedig-Conference?

Direktor: (*geschmeichelt*) Aber gewiß, meine Gnädigste, für Sie mit dem größten Vergnügen.

Dritte Dame: Ach schade, das habe ich schon so oft gehört. Das kenne ich schon auswendig. Das erzähle ich bei uns im Kaffeekränzchen. Da komme ich lieber im nächsten Monat. (*ab*)

Direktor: Wie man's macht, ist's verkehrt.

Zweiter Herr: Tag, Herr Prosel. (*zieht die Brieftasche, um zu zahlen*) Sagen Sie mal, tritt der Endrikat wieder bei Ihnen auf?

Direktor: Nein, nein, den habe ich schon so oft gebracht. Den habe ich in diesem Programm abgesetzt.

Zweiter Herr: (*steckt die Brieftasche wieder ein*) Schade, den habe ich schon so oft gehört, aber noch nie richtig verstanden. Ich wollte ihn mir heute mal ganz richtig und von ganz vorn anhören. Wenn er mal wieder bei Ihnen auftritt, komme ich wieder. (*ab*)

Direktor: Wie man's macht, ist's verkehrt.

Zweites Paar: (*unter sich*) O, hier scheint es ja sehr nett zu sein. Du, es kostet aber eine Mark Eintritt. — —

Er: Ach, das macht ja nichts. Alle Tage ist kein Simpl.

Direktor: Guten Abend, meine Herrschaften. Zwei Plätze gefällig?

Zweites Paar: Wir wollen erstmal fragen, was es hier eigentlich gibt. Treten hier auch hübsche Frauen auf?

Direktor: Aber natürlich, mein Herr. Wir haben ganz entzückende Damen. Da ist unter anderm die Irmgard Borchardt, eine fescbe, lustige Soubrette.

Er: Was, Irmgard Borchardt tritt hier auf? Die müssen wir uns unbedingt ansehen. Die hat ganz entzückende Beine. Geben Sie gleich zwei Karten.

Sie: Ausgeschlossen, wir gehen! Wenn du nur hergehen willst, um die Beine einer Tingeltangeuse zu bewundern, dann kannst du auch mit mir nach Haus gehen und meine Beine bewundern. Das scheint ja überhaupt hier so'n richtiger Animierbetrieb zu sein. Das ist nichts für anständige Damen. Ich gehe.

Direktor: Aber meine Gnädigste, seien Sie doch nicht so voreilig. Es treten doch hier auch Herren auf. Wir haben u.a. auch den ganz hervorragenden Bassisten Hans von Bachmayr.

Sie: Was, Hans von Bachmayr? Dieser schöne, interessante Mann mit dem herrlich tiefen Keller? Da bleiben wir natürlich hier. (*zum Partner*) Komm Bubi, zahle bitte.

Er: Ich denke gar nicht dran. Wenn du dir den tiefen Keller ansehen willst, dann sieh dir meinen an. Du gönnst mir nicht die schönen Beine, dann gönn ich dir nicht den tiefen Keller. 'n Abend Herr Direktor. Das nächste Mal komme ich allein. (*beide ab*)

Direktor: Wie man's macht, ist's verkehrt. Auf diese Weise erzielt man ausverkaufte Häuser. Und nun beginnen wir mit dem Programm.

Ein Karnevalsschlager wird geboren

Pflegeschwester (hinter der Scene): Herr Doktor, Herr Doktor, kommen Sie auf dem schnellsten Wege.

Männerstimme: Was ist denn los?

Pflegerin: Kommen Sie rasch, ein Schlager wird geboren.

Vorhang auf!

Direktionsbüro. Schreibtisch, darauf Manuskripte.

Personen: Direktor und Autor. Direktor läuft erregt hin und her. Autor sitzt am Tisch.

Direktor: Mensch, Sie bringen mich zur Verzweiflung mit Ihrer Langweiligkeit. In drei Tagen soll die Revue steigen und heute ist das Manuskript noch nicht fertig. Bedenken Sie bloß meine Blamage vor Presse und Publikum. Überlegen Sie sich bloß mal meinen Schaden. Das eine sage ich Ihnen, daß ihnen alles von der Gage abgezogen wird.

Autor: (kleinlaut) Ich habe bis jetzt noch keine Gage bekommen.

Direktor: Zum Donnerwetter, halten Sie ihren gottlosen Mund und reden Sie nicht immer von Gage. Die Gage ist das allerwenigste.

Autor: Deswegen kriege ich auch keine.

Direktor: Mensch, was fällt Ihnen eigentlich ein?

Autor: Gar nichts fällt mir ein. Das ist es ja eben.

Direktor: Das eine kann ich Ihnen sagen: Ich stelle Sie öffentlich an den Pranger. Zimmert mir der Mensch eine Revue zusammen ohne Ballette und ohne Schlager. Das ist ja ein Bockmist, der den Himmel stinkt. Einen Schlager brauche ich.

Autor: Aber Herr Direktor, das muss doch alles Hand und Fuß haben.

Direktor: Mann, machen Sie mich nicht rasend mit ihrer Gewissenhaftigkeit. Wozu braucht ein Schlager Hand und Fuß? Ein richtiger Schlager muss auch ohne Hand und Fuß um die Welt gehen. Zimmern Sie mir ein handfestes Ding zusammen. Ganz egal wie, meinerwegen mit Säge und Axt. Passen Sie auf, ich verrate Ihnen das Rezept: Man nehme 50 Gramm Seele, 50 Gramm Gemüt, mische eine Prise Humor hinein, rühre das Ganze kräftig durcheinander, braue vier Zeilen daraus, so kriegen wir eine Suppe, die uns ein ganzes Jahr ernährt.

Autor: Das ist furchtbar leicht gesagt: Man nehme. Aber woher nehmen und nicht stehlen?

Direktor: Wer redet von nicht stehlen?

Autor: Ach so, das ist bei Ihnen erlaubt. Ich war bis jetzt nur in anständigen Betrieben.

Direktor: Mensch, sein Sie nicht so langweilig. Bei einem richtigen Schlager wird nicht nach dem Stehlen gefragt. Hier, schlagen Sie mal das Adressbuch auf und nehmen Sie so einen richtigen Kölner Karnevalsschlager als Muster. Zum Beispiel „Das Lied von der Hühnergasse“, oder „Die Wianz ham ein Hasen im Pott“, oder Schrumm, schon wieder eine Flieg kapott“ oder „Das Lied von der Mösch“ oder „Wie kommt die Katz aufs Dach“. Irgend ein Tier muß drin vorkommen. Fällt Ihnen denn gar kein neues Tier ein?

Autor: Vielleicht ein Bandwurm?

Direktor: Nein, das ist zu unästhetisch.

Autor: Oder ein Drache?

Direktor: Nein, der alte Schwiegermutterhumor ist zu abgedroschen. Es muss irgend ein nettes, freundliches Haustier sein.

Autor: Vielleicht ein Floh gefällig?

Direktor: Ach was, wenn Ihnen schon kein Tier einfällt, so erfinden sie irgend ein neues, originelles Wort. So wie: „Heidewitzka, Herr Kapitän“.

Autor: Mein Großvater hatte immer so ein originelles Wort: verkasematuckeln.

Direktor: Verkasematuckeln? Was soll das bedeuten? Ist das aus dem Griechischen oder Lateinischen?

Autor: Nein, das muss noch aus dem alten Germanischen stammen. „Sie wohnten am Ufer des Rheins, sie lagerten auf der Bärenhaut und verkasematuckelten immer noch eins.“

Direktor: Donnerwetter, ich bewundere Ihre geschichtlichen Kenntnisse. Das Wort ist prachtvoll. Das nehmen wir. Sehn Sie mal zu, wie sie daraus vier Zeilen brauen als Refrain für einen Karnevalsschlager.

Autor: Woher nur ein Reim auf „verkasematuckeln“?

Direktor: Ach, das kommt ja nicht so genau drauf an, dichten Sie man irgendwie drauf los. Die Hauptsache ist, daß der Refrain lustig und volkstümlich ist.

Autor: Moment, Moment, Moment, mich küsst gerade die Muse. Die erste Zeile habe ich: „Heut wolln wir richtig ei'n verkasematuckeln ...“

Direktor: Bravo, bravo, nur weiter im Text. Jetzt muss noch etwas Soziales kommen.

Autor: Vielleicht ein Tausendmarkschein?

Direktor: Nein, das ist zu viel, das wird zu teuer. Preiswerter muß es sein.

Autor: Schön, nehmen wir nen Taler. Taler klingt volkstümlicher. Also die zweite Zeile: „und wenn's ein Taler kost, das is mir ganz ejal.“

Direktor: Wundervoll! Das klingt leicht beschwingt und optimistisch und ist auch nicht zu teuer. Einen Taler kann sich jeder leisten. So, und nun die dritte Zeile.

Autor: Ja, jetzt kommt das schwierigste Wagestück. Der Reim auf „verkasematuckeln“.

Direktor: Ach was, nur Mut, nur Mut, nicht so zaghaft. Was ein richtiger Karnevalsdichter ist, der macht die Augen zu und dichtet drauf los, daß die Fetzen fliegen.

Autor: Mir solls egal sein.
„Wir wolln nicht n i p p e n und nicht lange nuckeln –“

Direktor: Großartig, großartig! Das ist Humor, der niemand weh tut und nie verletzt. Und hebt den Wein- und Sektkonsum. Aber nun muß noch ein kleines Schußchen Erotik rein.

Autor: Bedaure sehr, Herr Direktor, aber für Erotik bin ich nicht zuständig. Das ist Ihr Fach.

Direktor: Aber nicht auf dem Papier.

Autor: Ach so, das überlassen Sie mir. Na schön, machen wir ein bißchen Erotik durch die Blume.
„– denn schließlich e i n mal nur im J a h r ist Karneval.“

Direktor: Herrlich. Nun lesen Sie das ganze nochmal.

Autor: (liest den Refrain)
„Heut wolln wir richtig ei’n verkasematuckeln
Und wenns ein Taler kost, das is mir janzejal.
Wir wolln nicht nippen und nicht lange nuckeln,
Denn schließlich einmal nur im Jahr ist Karneval.“

Herr Direktor, ich lehne jede Verantwortung ab. Sollte sich da die Polizei hineinmischen, dann die Folgen auf Ihr Haupt. Sie haben doch gehört, daß in Wien ein Preisausschreiben für den besten Schlager herausgegeben wurde.

Erster Preis: 20 Jahre schwerer Kerker. Zweiter Preis: Zehn Jahre Zuchthaus, dritter Preis: Fünf Jahre Gefängnis und fünf Trostpreise à drei Jahre K.L.

Direktor: Lieber Mann, das lassen sie nur meine Sorge sein. Bevor uns die Polizei dahinter kommt, haben wir unser Schäfchen im Trockenen. Rufen Sie gleich den Komponisten, daß er die Musik dazu schreibt. Ich rechne inzwischen die Tantiemen für Schallplatten, Rundfunk und Tonfilm aus. Ich bekomme davon 66 zweidrittel Prozent – –

Autor: Und den Rest kriegt die Winterhilfe.
Herr Kapellmeister, ich habe da einen Text verbrochen. Der Direktor findet es ausgezeichnet. Bitte schauen Sie sich den Quatsch an, vielleicht fällt ihnen eine ebensolche Musik ein.

Komponist: Das werden wir gleich haben. Das schüttele ich nur so aus dem Handgelenk.

Autor: Na, dann schütteln Sie mal los.

Komponist: (*spielt eine sehr bekannte Melodie*) Na – da staunen Sie – wie?

Autor: Ja, da staune ich wirklich, daß mir die Melodie so bekannt vorkommt. Sollten Sie sich da nicht vergriffen haben?

Komponist: Schön – dann spielen wir etwas anderes. Vielleicht so einen Tango?

Autor: Nein – das ist nicht das Richtige. Da muß so ein Schuß rheinisches Temperament rein. So mit – – na, Sie verstehen mich doch.

Komponist spielt den Refrain.

Direktor: Nun, meine Herren – wie weit sind Sie mit der Arbeit?

Autor und Komponist singen den Refrain.

Direktor: Ganz grandios. Ich gratuliere Ihnen zu dem Wurf.

Autor: Er nennt das Wurf, ich nenn das Auswurf.

Direktor: Nun brauchen wir noch eine Dame oder einen Herrn, der den Schlager kreiert. Haben Sie die Herrschaften zur Probe bestellt?

Autor: (*Führt die einzelnen Künstler vor, die den Refrain zu singen versuchen. Verschiedene Variationen.*) Nein, ich schlage vor – wir singen den Schlager im Chor.

Chorgesang

Ende.

Wunderkind-Funkreportage

Parodie auf Shirley Temple

Es – das Wunderkind. Er – der Funkreporter.

Er. Liebe Hörerinnen und Hörer: Nun hören Sie ein Interview mit dem weltbekannten Wunderkind Shirley Trampel.

Dieser Name ist Ihnen allen sicher durch den Film und die Presse bekannt. Es wäre daher sicherlich sehr interessant, hier vor dem Mikrofon etwas aus dem Leben der jungen Künstlerin zu erfahren. Miss Trampel, unsere Hörer lassen bitten. ---- *Auftritt Trampel* Nun, mein Kind, was könnten Sie uns aus Ihrem Leben berichten.

Es. Zuerst wurde ich geboren. – – Dann bekam ich die ersten Zähne – und dann bekam ich die Masern. Und dann ä dann kam ich in die Schule.

Er. Sehen Sie, meine Hörer, das ist das typische Wunderkind. Das ist ja rasend interessant. – Und nun weiter, was können Sie uns aus ihrer Schulzeit berichten?

Es. Daß meine Rechenaufgaben niemals stimmten.

Er. Also mit anderen Worten – unzurechnungsfähig. Ja ja – das sind so die ersten Symptome bei einem Wunderkind. Und welches waren ihre Lieblingsstunden?

Es. Die Pausen und die Vesperstunden.

Er. O, Sie kleiner munterer Schäker. Aber Scherz beiseite. Wie sind Sie eigentlich auf die Idee gekommen, Filmkünstlerin zu werden?

Es. Das ja so: Mein Vater sagte immer zu mir: Mädel, aus dir wird im Leben niemals ein vernünftiger Mensch, du taugst absolut zu rein gar nichts. Da dachte ich mir, dann werde ich eben eine Filmkünstlerin. Und werde ich keine große Künstlerin, dann saddle ich eben um und werde – Publikum.

Er. Ach so, Sie meinen zum Publikum langt es auf alle Fälle. Nein, so war meine Frage nicht gemeint. Ich meine, wie sie auf die Idee gekommen sind, ein Wunderkind zu werden.

Es. Ganz einfach, ich stamme aus einer uralten Wunderkinderfamilie. Meine Mutter war schon ein Wunderkind, die Großmutter war ein Wunderkind. Und sogar meine Urgroßmutter starb im Alter von 86 Jahren als Wunderkind.

Er. So, – dann sind Sie sozusagen ein Traditionswunderkind und entstammen direkt einer Wunderkinder-Dynastie? Sagen Sie, Miss Trampel, ist das nicht furchtbar anstrengend, immer und immer wieder das Wunderkind zu spielen?

Es. O nein, das ist furchtbar einfach. Man muß sich auf der Leinwand nur doower anstellen, als das Publikum in Wirklichkeit ist.

Er. Na – das stelle ich mir manchmal sogar sehr schwierig vor. Sie meinen damit natürlich doch nur das amerikanische Publikum.

Es. Selbstverständlich – nur das amerikanische, wenn keine Amerikaner anwesend sind.

Er. Nun eine ganz indiskrete Frage, Miss Trampel, wie alt sind Sie eigentlich?

Es. Ich bin genau so alt, wie meine jeweilige Rolle es vorschreibt. Wenn die Gage dementsprechend ist, mache ich sogar die Windeln naß.

Er. Das ist ja alles sehr schön, aber Sie können doch nicht bis in ihr hohes Alter das Wunderkind spielen?

Es. Warum nicht? Es gibt angehende Großmütter, die spielen immer noch den Vamp mit dem sex appeal im Nacken. Es gibt Herren, die den tollen Draufgänger spielen und haben keine Haare mehr, andere Herren spielen die dämonischen Rollen und tragen seidene Damenreizwäsche.

Ich bin und bleibe eben ein Wunderkind, und meine Kinder und Kindeskindern sollen alle Wunderkinder werden.

Er. Ich danke Ihnen sehr, Miss Trampel, das war sehr lehrreich und interessant. Nun, liebe Hörerinnen und Hörer, hören Sie Miss Trampel in ihren Chansons. Wir wünschen eine gute Unterhaltung. –

Das Ereignis
Eine westfälische Bauernkomödie

Personen:

*Der Wirt,
Erster und zweiter Bauer,
Ein fremder Reisender.*

Ort der Handlung: Eine westfälische Gasthausstube.

*Es ist Abend. Eine Lampe brennt. Der Wirt sitzt an einer
Theke, raucht die Pfeife und liest die Zeitung.*

*Erster Bauer (tritt in die Gaststube): Owend!
Setzt sich. Der Wirt bringt ihm ein großes Glas Bier und
einen Korn.*

*Der Wirt: Praust!
Der Wirt setzt sich wieder an die Theke. Der Bauer trinkt.*

Lange Pause.

*Der zweite Bauer (eintretend): Owend!
Setzt sich zum ersten Bauer. Der Wirt bringt ein großes
Glas Bier und einen Korn.*

*Der Wirt: Praust!
Der Wirt setzt sich wieder an die Theke. Der zweite Bauer
trinkt.*

Lange Pause.

*Der erste und zweite Bauer stoßen schweigend mit den
Gläsern an. Pause. Eine Fliege summt um die Lampe. Die
Gläser sind leer. Der Wirt bringt jedem der Bauern ein
großes Glas Bier und einen Korn.*

*Der Wirt: Praust!
Setzt sich wieder an die Theke. Die Bauern trinken.*

Lange Pause.

*Ein fremder Reisender (eintretend): Einen recht schönen
guten Abend, meine Herrschaften.
Die Bauern und der Wirt drehen sich verwundert nach dem
Fremden um.*

*Der fremde Reisende: Herr Wirt, bringen Sie mir bitte ein
kleines, helles Bier.*

*Der Wirt (bringt ihm das Bier): Praust!
Setzt sich dann wieder an die Theke.*

*Der fremde Reisende: Zum Wohle allerseits, meine Herr-
schaften.
Die Bauern stoßen schweigend an. Längere Pause.*

*Der fremde Reisende (trinkt aus, zahlt und geht zur Tür):
Guten Abend allerseits, meine Herrschaften.
Die Bauern sehen sich erstaunt und verwundert an.*

Erster Bauer: Hasse dat chehört?

*Zweiter Bauer (tiefst verächtlich): So'n Quaselkopp!
Sie stoßen schweigend an. Pause bis Feierabend.*

Aus den „Geschichten von unterwegs“

In der Buchhandlung C. L. Krüger in Dortmund verlange ich die Blechschmiede von Arno Holz.

Der junge Verkäufer mustert mich leise, ironisch, und sagt:
„Bedaure sehr, wir führen keine technische Literatur.“



Undatiert, 1930er Jahre?

Gespenstische Provinz

Der Bummelzug hält. „....dorf. Nachhausen umsteigeeen.“ Damit meint der Schaffner mich. Ich steige aus. Zwei Stunden Aufenthalt. „Was tun?“ würde der ratlose Zeus verzweifelt gefragt haben. Ich stolpere aus dem Bahnhof, direkt auf den obligaten Photographenkasten los. Ludwig Beil steht auch schon da und mustert, mit gerunzelter Stirn, die nach innen gezüchteten Gesichter der Konfirmandinnen, die zusammengekniffenen Kniee der Braut und die gespreizten Beine der Bräutigammerichs. Ludwig, warum so finster? Sieh Dir doch einmal das Bild mit dem Gesangverein an. Neunzehn bartumrahmte Männermäuler klappen sich vor Dir auf, um Dir einen Kantus zu singen. Welche Mühe mag das für den Photographen gewesen sein, dieses alles auf eine Platte zu bringen?

Du siehst achtlos daran vorüber und musterst kritisch den vergilbten Samt. Wie stolz und kühn steht da der Recke, vom Sport- und Athletenklub „Euterpe“. Das rechte Bein majestätisch vorgestellt, die Arme brüstlings gekreuzt, das Haupt geschmückt mit einem ornamentalen Lorbeerkranz. Und erst das silberne Brautpaar. Er sieht sie an und hat das Stichwort „Bitte freundlich!“ verpaßt, und macht nun ein Gesicht, genau so ernst, wie Du, lieber Ludwig.

Ich betrachte mir den Bahnhof. Keine Autos, keine schminkebeklebten Huren, keine Talonknaben. Nur eine hölzerne Bank, neben ihr ein Holunderstrauch und ein plätschernder Brunnen. Ein leiser Windhauch weht vom Lande herüber. Ich schnuppere, es ist Jauche, vermischt mit Kuhdünger. Der Abend latscht auf Filzpantoffeln durch die Gassen. Ich möchte wissen, ob der Pastor immer noch bei derselben Köchin schläft. In der Schenke brennt noch Licht. Am Stammtisch sitzen der Tierarzt, der Apotheker und der Lehrer, einen Skat dre-

schend. Der Lehrer erzählt, er habe seine Kinder gefragt, weshalb die Rehe braun sind. Antwort: „Wenn sie weiß wären, wären es Ziegen.“ Ein A-B-C-Schütze erzählte ihm: „Herr Lerrer, wenn Deine Uhr kaputt is, dann kann sie unser Papa wieder heil machen. Deine Schuhe auch. Wir haben auch zwei Riesenkarneckels, aber mit die is nix los, die haben die Schieterie.“ Es ist zehn Uhr abends. Man wünscht sich „Gute Nacht“. Die Fensterläden sind geschlossen. Hinter ihnen treibt man dasselbe wie in der Großstadt, nur nicht so häßlich laut.

Nachworte

Ein großer Humorist

Die Veröffentlichung eines Fred-Endrikat-Lesebuchs in der vorliegenden Editionsreihe ist keine Selbstverständlichkeit, spielt doch das Genre Kabarett in der westfälischen Literaturgeschichte bislang so gut wie keine Rolle. Dass sich Kabarett-Texte sehr wohl mit literarischen Maßstäben messen lassen, stellte erst unlängst der Katalog „Kabarettheroen aus Westfalen“¹ heraus, in dem Fred Endrikat ein eigenes Kapitel eingeräumt wurde. Die Herausgabe dieser Anthologie verfolgt damit auch das Ziel, die Trennlinie zwischen kanonisierter Literatur und dem Genre Humor durchlässiger zu machen.

Fred Endrikat gehört zu den großen deutschen Humoristen. Er wurde am 7. Juni 1890 in Nakel an der Netze in Pommern geboren. Der Sohn eines Bergmanns wuchs mit sechs Geschwistern an der Heerstraße in Crange auf. Er absolvierte eine Schlosserlehre und arbeitete anschließend als Pferdejunge auf einer Zeche. Diese Tätigkeit brach er ab, um sich seiner Bühnenlaufbahn zu widmen. Zunächst trat er auf Kleinkunsthöfen der näheren Umgebung auf. Seit seinem 18. Lebensjahr schrieb er Couplets, Chansons und Sketche, die von Bühnengrößen wie Claire Waldoff und Marita Gründgens gesungen und vorgetragen wurden.

Endrikat war für die Bühne geboren. Seine Schwester erinnerte sich: „Als stiller, ernster Musterschüler schrieb er bereits Gedichte zu Schulfesten und Kaisers- und Lehrer-Geburtstagen und zu Familienfesten kleine Theaterstücke, die von seinen Geschwistern und ihm aufgeführt wurden. Nach seiner Volksschulzeit begann er auf Wunsch des Vaters, aber widerwillig, eine Handwerkslehre. Seine Lieblingsbeschäftigung war und blieb aber immer das Schrei-

ben. Stundenlang saß er oft in seinem Mansardenzimmerchen, las, schrieb, musizierte und komponierte. Schon als kleiner Junge beteiligte er sich an Dichterwettbewerben und gewann als Zwölfjähriger bei einem Wettbewerb des Dortmunder Generalanzeigers die gesamten Werke Dumas'. Die Handwerkslehre war ihm eine Pein, seine Gedanken waren immer: Hinaus in die Welt, um in Künstlerkreise zu kommen.“²

Im Herner Endrikat-Nachlass befinden sich zwei vollgeschriebene Kladden mit Endrikats frühen Texten aus den Jahren 1908 und 1909. Sie sind fast ausschließlich der leichten Muse verpflichtet, scheuen keine Klischees und verbreiten ein heiteres, schlagerartiges Flair. Endrikat schrieb, was gefiel und das waren Stimmungs-Schlager, „Humoristische Gesangs-Scenen“, „Komische Scenen“ sowie Sketche, die ganz aufs Amüsement zielen. Eine von Endrikat bevorzugte Gattung war die Parodie. Er verfasste zahlreiche Operettenparodien und parodistische Texte zu bekannten Schlager- und Liedmelodien. Daneben finden sich Grotesken, Kabarett-Operetten, die Ballade „Grün ist die Heide“ oder der satirische Text „Hat Schopenhauer recht?“.

Im Anhang des vorliegenden Lesebuchs gelangen mehrere dieser frühen Texte zum Abdruck. Sie orientierten sich häufig an der politischen Tagesaktualität und kommentieren diese auf parodistische Art und Weise. Ein typischer Text ist „Germania im Wochenbett“:

Bei bester Gesundheit und mit Ueberwindung
überstand Mutter Germania die schwere Entbindung!
Am Morgen darauf man sie munter und froh sah.
Der Geburtshelfer war Liebknecht und die Hebamm'
Tante Rosa.

Hätten diese der Wöchnerin nicht die „blauen Pillen“
verschrieben,
wäre der Rückschlag und die Nachwehen unterblieben.
Die junge Republik ward in Weimar getauft.
Man hat sich vor Freude auf den Straßen gerauft.
Als Vormund und Paten wählte man dann
Fritz Eberten und Philipp Scheidemann.
Doch Papa Michel der mußte versprechen,
die Unkosten und die Alimente zu blechen.
Das letzte Hemd das zog man ihm aus,
sogar seine Schiffe die holte man 'raus! –³

Als Endrikat diese Verse verfasste, boomte das Genre Kabarett. 1901 hatte Ernst von Wolzogen in Berlin das erste deutsche Kabarett eröffnet, dem bald ebenfalls in Berlin und zahlreichen anderen größeren deutschen Städten viele weitere folgten. Endrikat fasste schnell Fuß im populären Sujet. In den 1920er und 1930er Jahren stieg er zum gefragten Brett-Solisten auf und tourte durch ganz Deutschland. Er gastierte im Berliner „Alt-Bayern“ und im „Kadeko“, dem „Kabarett der Komiker“ (ebenfalls Berlin), in dem auch Kabarettgrößen wie Werner Finck, Willi Schaeffers, Ernst Busch, Claire Waldoff, Theo Lingen und Roda Roda auftraten, und im Hamburger „Bronzekeller“.

Endrikats Lieblingsbrett war der hemdsärmelige Münchener „Simpl“, in dem er „ungezählte Male und auch in seinem letzten Engagement auftrat“. ⁴ Kathi Kobus hatte das legendäre Münchener Künstlerlokal und ehemalige Kaffeehaus 1903 übernommen und ihre Stammgäste Frank Wedekind, Ludwig Thoma und viele andere lokale Größen mit ins Haus gebracht. Sie setzte alles daran, ein neues Mekka der Kleinkunst zu etablieren. So band sie beispielsweise Karl Valentin, Joachim Ringelnatz als Hausdichter vertraglich an den „Simpl“. Ein solcher Hausautor war auch Fred Endrikat. Er beerbte sogar

Ringelnatz in diesem Amt. Das war freilich schon in der zweiten Simpl-Generation, in den 1930er Jahren.

Das oben zitierte Gedicht „Germania im Wochenbett“ erschien in der Satirezeitschrift „Die Spottdrossel“. 1920 wurde Endrikat Schriftleiter des Blattes. Mit der Zeitschrift versuchte er, „seiner Art von Kabarett auf dem literarischen Markt ein Standbein zu verschaffen“.⁵ Der Erfolg blieb jedoch aus. 1920/21 erschienen lediglich sieben Hefte samt Beilage „Das Spottdrossel-Brett“. Endrikats „frohe Melodien“ fanden nicht ihr Publikum.

In den zwanziger Jahren erschien Endrikats „Narrenspiegel“. Er wollte „ein Spiegel sein für diejenigen Erdenwürmlein, die auf dem Bauch durch den Kot des Lebens kriechen“.⁶ Das Heft hatte kaum Verbreitung und ist heute nahezu vergessen.

Äußerlich unscheinbar sind weitere Heftchen, die Endrikat mit mäßigem Erfolg in den 1920er /1930er Jahren im Selbstverlag herausgab: „Liederliche Lieder“ sowie „Der Endrikatechismus“. Erfolgreicher war 1935 „Die lustige Arche. Eine Tierfibel für Jung und Alt“, die im Münchener Hirth-Verlag erschien. Die dreitausend Exemplare der ersten Auflage verkauften sich so gut, dass im selben Jahr eine Auflage in verbesserter Ausstattung auf den Markt kam. Etliche der in „Die lustige Arche“ versammelten Texte waren zuvor in Zeitschriften wie der „Jugend“, dem „Stachelschwein“ oder im „Kladderadatsch“ erschienen.⁷

Endrikat verstand sich damals jedoch offensichtlich noch nicht als Schriftsteller, sondern eher als „Verseschuster“ (vgl. das Gedicht „Legitimation“ im vorliegenden Lesebuch). Einer Erinnerung des Kabarettisten Robert T. Odemann zufolge sei er von der Qualität seiner Verse nicht sonderlich überzeugt gewesen. Als sich der Verleger Lothar Blanvalet um den Verlag seiner Texte bemüht

habe, soll er gesagt haben: „Warum wollen Sie absolut Ihr Geld verlieren! Doch nehmen Sie meinerwegen den ganzen Krempel mit und sehen Sie zu, was Sie damit anfangen können!“⁸

Der Verleger bewies einen guten Spürsinn. Auch aufgrund von Endrikats Bühnenbekanntheit wurden seine Bücher Bestseller. Hunderttausende kauften seine Werke, Soldaten nahmen sie mit ins Feld. Der Erfolg blieb über die Jahre hin konstant und flaute erst mit „Sündenfallobst“ (1953) ab. Die Gesamtauflage dürfte bei etwa 800.000 Exemplaren liegen. In chronologischer Erscheinungsfolge betrug sie für die einzelnen Titel: „Höchst weltliche Sündenfibel“ (1940, 310 Tausend); „Liederliches und Lyrisches“ (1940, 227 Tausend); „Der fröhliche Diogenes“ (1942, 208 Tausend) sowie „Sündenfallobst“ (1953, 43 Tausend).

Die heutige Endrikat-Rezeption ist maßgeblich durch das „Grosse Endrikat-Buch“ bestimmt, einen voluminösen Sammelband, der zwischen 1976 und 1988 in drei Auflagen, darunter einer Taschenbuch-Ausgabe, erschien. Zu erwähnen sind darüber hinaus ein Auswahlbändchen zum 70. Geburtstag („Endrikat. Eine Auswahl seiner moralischen und ‚unmoralischen‘ Verse“) sowie „Der fröhliche Diogenes. Gedichte aus der Kumpelsburg am Starnberger See“ (2004).

Endrikat war ein Autor des breiten Publikums. Seine Texte sind leicht verständlich und bringen ihre Botschaft unverstellt auf den Punkt. Sie sind dennoch keine „leichte Kost“ und regen zum Nachdenken an.

Reines Spaßvarieté war nie Endrikats Sache. Noch weniger Tingeltangel, der auf viel nackte Haut setzte. Schon in einem seiner frühen Texte lästert er:

Erst kommt so ein Fatzke, meist mit Monokel,
 Geschmiegelt, gebügelt, blasirt wie ein Gockel,
 Der Frack ist gepumpt und die Witze geklaut,
 Von oben herab in die Menge er schaut.
 Und reißt solche Zoten, bei meiner Ehre,
 Daß der olle Fritz schamrot geworden wäre.
 Dann kommen zehn Nackttänzerinnen am End',
 Jedoch ohne Schleier, das ist zu dezent!–[...]
 So wird entehrt und geschändet die Kunst,
 Erdrosselt, erwürgt, vermurkst und verhundst.⁹

Endrikat biederte sich nicht an. Seine Texte besitzen einen besonderen „Pfiff“ und „Esprit“ und bekunden damit eine ganz eigene, persönliche Note des Autors. Endrikat war ein Naturtalent, dem, wie vielfach belegt, die Verse zuflogen. Er musste sich seine Kunst nicht mühsam erarbeiten und besaß ein begnadetes Improvisationstalent, das in Allerweltsreimereien seinen Ausdruck fand. Das war heiteres Kabarettfutter für den Augenblick – und muss, bitteschön, erlaubt sein.

Daneben gibt es den Endrikat, der seine Texte aufs Genaueste durchkomponierte, auch wenn diese die Leichtigkeit des Entwurfs nie verleugnen. Im zweiten Schritt verwandte er viel Mühe auf adäquate (lautliche und metrische) Form, Varianz (beim Strophenbau und Reimschema) und die richtige Anordnung innerhalb seiner Gedichtsammlungen.

Endrikats Verse sind gelenkig und niemals altbacken. Der Kunstanspruch tritt zwanglos, mal launisch, mal parodistisch und immer unreglementiert auf. Gegenüber dilettierenden Reimeschmieden und Schüttenreimquälern kannte der oft so nachsichtige Autor kein Pardon: „Jetzt huppen auf dem Pegasus die faden Reimbausen“.¹⁰ Bei allem Understatement war er sich der Qualität seiner Verse sehr wohl bewusst.

Ausgangspunkt ist oft eine konkrete Beobachtung aus der Realität oder der Natur- und Tierwelt. Das Bild wird weiter entfaltet und präzisiert, bevor es ins Allgemeine überführt wird. Endrikat geht es dabei um originelle Perspektivierung und geistvolle Metaphorik. Fast immer kommt der zündenden Pointe besondere Bedeutung zu. Sie gibt dem Gedicht noch einmal eine überraschende Wendung und zusätzliche „Würze“. Endrikat zeigt, dass es möglich ist, relevante Aussagen zu treffen, ohne in biedere Moraldidaxen zu verfallen.

Viele Gedichte sind vom Sprachwitz inspiriert. Endrikat liebt es mit Reimen zu spielen und Erwartungshaltungen zu düpiieren. Anlass hierzu bieten ihm häufig Sprichwörter, Volkswahrheiten oder sprachliche Allgemeinplätze.

Das Schöne an Endrikats Lyrik ist: Sie tritt nie bleischwer, bevormundend oder besserwisserisch auf. Alles Hehre, Hohe und Gestelzte lehnte er ab, ebenso schwer verdauliches Gedankenfutter oder schreibartistische Attitüde. Seine Verse sind wie ein Gespräch mit dem Autor, der buchstäblich wie ein offenes Buch vor den Leser tritt: „Du möchtest wissen, wer ich bin? / Kein Buch, das streng versiegelt. / Ich trete offen vor dich hin, / vollkommen ungeschniegelt.“¹¹

Im besten Fall schließen Endrikats Verse mehrere Qualitäten in sich ein: sie rühen an, unterhalten, bewegen, regen zum Nachdenken an. Scherz und Ernst, Moral und Kalauerei kommen gleichermaßen zu ihrem Recht.

Endrikat gilt als Meister der „heiteren Lebensbetrachtung“. Doch so unbeschwert, wie seine Texte auf den ersten Blick scheinen, sind sie nicht. Oft sind sie voller Verbitterung, Enttäuschung, gelegentlich scharfer Kritik. Zielscheibe seines Unmuts ist engstirniger Staatsgeist, Bürokratismus, Untertanengeist, intellektuelles Getue sowie Streber- und Philistertum. Endrikat verabscheute

alles Künstliche in der Kunst wie im wirklichen Leben. Das „Erhabene“ der Kunst und vermeintlich „hohe Werte“ werden häufig persifliert.

Oft regieren die Zwischentöne, das zwischen den Zeilen Gesagte. In dieser Hinsicht sind Endrikats Verse voller Gemüt und hoch dosierter Melancholie. Resignation und Sentiment werden nicht ausgeblendet, sondern zugelassen. Endrikats Verse wollen – trotz allem – Trost spenden.

Endrikats Verse sind das Ergebnis einer jahrzehntelangen Lebensschule und der Menschenerkundung (mehr jedenfalls als abstrakter Kunstbetrachtung). Sie sind aus dem Leben gegriffen und zielen aufs Innerste. In dieser Hinsicht entpuppt sich Endrikats Humor als Grundhaltung zum Leben. Er schließt Selbstironie ebenso ein wie die Einsicht, dass Humor auch als entlarvende Waffe eingesetzt werden kann.

Endrikat spiegelte sich selbst gern in der Rolle des Diogenes, des querdenkerischen Außenseiters also, der für sich das Recht reklamierte, anderen gleich serienmäßig etwas „ins Stammbuch“ zu schreiben. Hier artikuliert sich sein Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit, der zeitlebens ein persönliches Charakteristikum des Autors war.

Endrikats Markenzeichen war ein eigener Conférenceestil: „Er nuschte und blubberte sie vor sich hin, wenn er in seiner braunen Samtjacke und der seidenen Boheme-Schleife auf irgendeinem Brett stand. Zum Schluß pflegte er in dem dicken Adreßbuch, ohne das er nie auftrat, zu blättern und nach eifrigem Suchen in dem verkehrt herum gehaltenen Band fand er einen seiner treffsicheren Vierzeiler und warf ihn in das Publikum.“¹² Er lehnte es prinzipiell ab, im eleganten Frack zu erscheinen. Statt-

dessen zog er meist eine Samtjacke an oder trat als Jäger auf.¹³

Über Endrikats Improvisier-Talent heißt es: „Viele seiner besten Pointen flogen ihm zu, wenn er auf der Bühne stand, und wir, seine Mitspieler, wußten nie, womit er uns wieder überraschen würde. Viele Vierzeiler bezogen sich auf das Zeitgeschehen, und sie kamen und gingen so schnell, daß sie bedauerlicherweise nie aufgeschrieben wurden. Wenn wir einen Sketch zum erstenmal spielen, dauerte er gewöhnlich acht bis zehn Minuten. Nach ein oder zwei Wochen dauerte derselbe Sketch eine halbe Stunde. Freds Vorliebe für Improvisation und Direktkontakt mit dem Publikum war Grund genug für ihn, lieber im Münchner Simpl oder in Hamburg im Bronzekeller zu wirken, als für eine weitaus größere Gage in einem der großen Kabarets oder Varietés aufzutreten. Geld war niemals wichtig für Fred.“¹⁴

Über einen Abend im Hamburger Bronzekeller berichtet Lore Braun: „Er liebte das Improvisieren auf der Bühne und den nahen Umgang mit dem Publikum. So war er auch der richtige Mann, um in Hamburg aus dem Bronzekeller, der bis dahin ein Künstlerlokal war, ein weithin bekanntes Kabarett zu machen. Das war im letzten Friedens-Sommer 1938, und begeistert machte Hamburg mit. Nicht nur das gesamte, bedeutende Künstlervolk und die Studenten kamen, auch die Besatzungen der großen Oberseedampfer, die Konsulats-Angehörigen, und sogar die gute Hamburger Gesellschaft fand den Weg in die kleine Straße im Gänge-Viertel. Das Podium war so winzig, daß wir zu viert kaum Platz darauf hatten, aber Freds Texte lebten und zündeten so, daß keiner die Enge und den dicken Qualm, in dem er stundenlang saß, merkte. Und Fred schrieb neue Sachen wie lange nicht, rein ‚aus Spaß und Drollerei‘. Wir kriegten sie morgens naß aus der Schreibmaschine, und abends spiel-

ten wir sie. Und nichts amüsierte Fred mehr als Fehler oder Steckenbleiben von uns. Es konnte ja nichts passieren, er wußte ja weiter und machte noch eine Pointe daraus! Hier war Fred keine Nummer eines Betriebs mit einem Heer von Angestellten, sondern der bewunderte Freund des Bronzekeller-Wirtes Kurt Witte, der strahlend selber hinter seinem Bierhahn stand, denn das hatte er sich immer gewünscht.“¹⁵

Fred Endrikats heutige Vergessenheit hat mit der geringen „Halbwertszeit“ eines Genres zu tun, das in den letzten siebenzig Jahren einen vollständigen Wandel erlebt hat. Der moralische Grundtenor, der vielen Texten Endrikats eigen ist, ist heute tabu. Ebenso wie die von Endrikat favorisierte Mischform von Klamauk und Hintersinn. Ein Geistesverwandter Endrikats ist in dieser Hinsicht Heinz Erhardt, dessen sprachspielerische Finesse oft unterschätzt wurde und vielfach erst heute eine gerechte Würdigung erfährt.

Endrikat war ein Kabarettist der kleinen Dinge und des Alltags. Auch wenn Endrikats Humor in die Jahre gekommen ist, wird man seine literarische Könnerschaft nicht leugnen. Bei ihm zielte sie nicht auf hohen Kunstanspruch, sondern auf die bestmögliche Art und Weise, sein Publikum zu erreichen. Für einen Klassiker des Sujets, Dieter Hildebrandt, ist er deshalb ein ganz Großer geblieben.¹⁶

Walter Gödden

Anmerkungen

1. Walter Gödden (Hg.): *Kabarettheroen aus Westfalen*. Bielefeld: Aisthesis-Verlag 2009. [Ausstellungskatalog]
2. Zitiert nach *Das grosse Endrikat-Buch*. München 1976, S. 277.
3. Gedicht aus der Satirezeitschrift *Die Spottdrossel*, zitiert nach Joachim Wittkowski: „*Ein Himmelsstürmer bin ich nicht*“: *Kabarett zwischen Varieté und Propaganda*, in: *Lesarten Herne*. Hg. von J. Wittkowski. Neuausgabe Herne 2003, S. 39-58.
4. Erinnerung der Kabarettistin Lore Braun. Zitiert nach *Das grosse Endrikat-Buch*, S. 283.
5. Wittkowski, *Ein Himmelsstürmer bin ich nicht*, S. 42.
6. Zitiert nach ebd.
7. Vgl. ebd., S. 44.
8. Vgl. Wittkowski, *Ein Himmelsstürmer bin ich nicht*, S. 43
9. *Das ganz moderne Kabarett*, in: Fred Endrikat: *Der Narrenspiegel*, S. 44f., zitiert nach Joachim Wittkowski: „*Ein Himmelsstürmer bin ich nicht*“, S. 42.
10. Aus dem Gedicht *Frühling wird's*. In: *Das grosse Endrikat-Buch*, S. 94.
11. Aus dem Gedicht *Das bin ich*, ebd., S. 29.
12. Erinnerung Lore Brauns, zitiert nach ebd., S. 282.
13. Wittkowski, *Ein Himmelsstürmer bin ich nicht*, S. 43.
14. Erinnerung von Endrikats Frau Irmgard Le Vangia-Endrikat, zitiert nach *Das grosse Endrikat-Buch*, S. 280.
15. Zitiert nach ebd., S. 283.
16. Vgl. Wittkowski, *Ein Himmelsstürmer bin ich nicht*, S. 39.



Zwischen 1915 und 1920

Zur Überlieferung der Texte Fred Endrikats und zur Textgestalt der vorliegenden Ausgabe

Im Kabarett seiner Zeit war Fred Endrikat eine feste Größe. Seine Bücher erreichten teils hohe Auflagen. Heute aber sind seine Texte wenig bekannt. Das liegt nicht nur an dem Umstand, dass das Kabarett in der Literaturwissenschaft wenig beachtet wird, wenn sich nicht gerade Autoren des „Höhenkamms“ wie Brecht, Tucholsky oder Kästner ihm zugewandt haben. Autoren wie Fred Endrikat, die hinter Karl Valentin oder Joachim Ringelnatz in der zweiten Reihe der „zehnten Muse“ (Maximilian Bern) stehen, befinden sich erst recht nicht im Fokus der Aufmerksamkeit. Zu bedenken ist aber auch, dass Kabaretttexte für die Aufführung gedacht und auf die Wirkung des gesprochenen Worts aus sind; erst in zweiter Linie werden sie als (lesbare) Literatur wahrgenommen. So ist es nicht verwunderlich, dass Endrikats Texte zunächst überwiegend in Zeitschriften verstreut publiziert sind, darunter die „Jugend“, „Der Wahre Jacob“, „Das Stachelschwein“, „Simplicissimus“ und die von ihm selbst redigierte, aber kurzlebige „Spottdrossel“. Abdrucke von Endrikat-Texten finden sich darüber hinaus in Anthologien, Tageszeitungen und Illustrierten, Programmheften der Kabaretttheater, auch in so randständigen Publikationsformen, wie es etwa Notenhefte sind oder selbst verlegte Einblattdrucke, darunter auch solche von Künstlerkollegen, für die er im Auftrag geschrieben hat. Nicht wenig von diesem Kleinschrifttum ist weder in Bibliotheken noch in Archiven zu greifen. Nicht selten hat Endrikat einen Text mehrfach verwertet, vieles dabei im Laufe der Zeit verändert. Eine Übersicht über dieses verstreute Schrifttum ist also schwerlich zu erstellen. Auch das Stadtarchiv Herne, das den größten Teil des Endrikat-Nachlasses beherbergt, und das Deutsche Kabarett Archiv in Mainz, das einen

zweiten, kleineren Teil des Nachlasses pflegt, verfügen lediglich über fragmentarische Bestände der verstreuten Endrikat-Publikationen. Zudem sind viele Texte naturgemäß erst gar nicht zum Druck gelangt und nur als Manuskript oder Typoskript überliefert. Diese in den Archiven erhaltenen unveröffentlichten Textbestände lassen die umfangreiche Textproduktion Endrikats erkennen. Neben kabarettistischen und humoristischen Texten gehören dazu Schlager, aber auch einige wenige sozialkritische Texte.¹

Außer den genannten unselbstständigen Publikationen und Kleinschriften gibt es jedoch auch Buchtitel. Doch auch hier stößt die Recherche auf Schwierigkeiten: Zum einen weisen besonders die Nachkriegsausgaben durch den Verlag stillschweigend vorgenommene Veränderungen auf. Zum anderen sind nicht alle Titel in deutschen Bibliotheken nachgewiesen. Nach derzeitigem Kenntnisstand sind zwei Publikationen im Selbstverlag, fünf Verlagspublikationen zu Lebzeiten und ein Nachlassband zu verzeichnen. Darüber hinaus gibt es verschiedene Auswahlgaben jüngerer Datums. Für das vorliegende Lesebuch wurde in der Regel die Textgestalt der ersten Verlagspublikation zugrunde gelegt; auf Ausnahmen wird im Folgenden hingewiesen. Die Auswahl berücksichtigt alle zu Lebzeiten Endrikats erschienenen Bände sowie den Nachlassband und stellt darüber hinaus einige bislang unveröffentlichte Texte und solche, die nur in Zeitungen und Zeitschriften greifbar sind, vor.

Die im vorliegenden Lesebuch herausgegebenen Texte aus dem Nachlass behalten die Orthographie Endrikats bei. Lediglich offenkundige Schreibfehler, wie sie in Manuskripten und Typoskripten gelegentlich vorkommen, wurden nach den zeitgenössischen orthographischen Regeln korrigiert, die Kennzeichnung von Zitaten durch An- und Abführungszeichen vereinheitlicht.

Beide Publikationen im Selbstverlag sind undatiert. „Liederliche Lieder“ wurde in der Druckerei von Max Seifert in „Cassel“ gefertigt. Damit liegt ein erster Anhaltspunkt für die Datierung vor, denn die Schreibweise „Cassel“ wurde am 4.12.1926 durch die Schreibweise mit „K“ amtlich abgelöst. Einen zweiten, vorsichtig zu interpretierenden Hinweis gibt das Gedicht „Schlafrock und Haube“ (S. 10f.), in dem „Ein Bild von Hindenburg“ im Schlafzimmer hängt. Unterstellt man, dass ein solcher Wandbilddruck besonders seit dem Beginn der Präsidentschaft Hindenburgs am 26.4.1925 beliebt war, ließen sich die „Liederliche[n] Lieder“ auf 1925/26 datieren.

„Der Endrikatechismus. Lustige Verse für Kind und Kegel“, der zweite von Endrikat selbst verlegte Titel, zeigt auf dem Einband eine Karikatur des Kölner Journalisten und Karikaturisten Willy Key²: Fred Endrikat hält eine Leine in der Hand, an der er eine spielzeuggroße „Arche“ zieht. Dass Endrikats Tourneekabarett „Die Arche“ am 28.8.1937 Premiere hatte, spricht dafür, dass diese Broschüre 1937 oder wenig später erschienen ist.

Die älteste Verlagspublikation Fred Endrikats ist „Der Narrenspiegel. Ein lustiges Vortragsbuch“ (Recklinghausen: Iris o.J.). Diese Broschüre ist heute nahezu vergessen und derzeit in keiner deutschen Bibliothek katalogisiert. Die „F. Zöllner“ signierte Porträtskizze auf S. 3 ist auf das Jahr 1921 datiert, sodass als Erscheinungsjahr dieses Jahr oder ein kurz darauf folgendes angenommen werden darf. Im antiquarischen Buchhandel sind zwei Auflagen aufgetaucht, die vor allem satztechnisch differieren. Die vermutlich erste Auflage unterscheidet im Antiqua-Satz zwischen „f“ und „s“. Die mutmaßlich zweite Auflage verzichtet auf diese Unterscheidung, benutzt also durchgehend das runde „s“ und ist vollständig neu gesetzt.

Einem breiteren Lesepublikum wird Fred Endrikat erstmalig durch „Die lustige Arche. Eine Tierfibel für Jung und Alt“ (München: Hirth 1935) bekannt. Bereits in den zwanziger Jahren sind Texte von Endrikat in der bei Hirth verlegten „Jugend“ erschienen; nun, 1935, bringt der Verlag eine zunächst 54-seitige Broschüre in einer Auflage von 3000 Exemplaren auf den Markt. Diese Ausgabe muss sehr schnell vergriffen gewesen sein, denn noch im selben Jahr erscheint eine als 4. und 5. Tausend bezeichnete erweiterte Neuausgabe mit 70 in Leinen gebundenen Seiten. Diese Ausgabe bietet einige Besonderheiten: Soweit derzeit zu ermitteln, gibt es sie in sechs verschiedenfarbigen Einbandfarbvarianten. Damit nicht genug: Zwischen 1937 und 1939 sind drei weitere Auflagen mit einem stillschweigend veränderten Textbestand (drei Texte wurden ausgetauscht) und, verwirrend genug, wiederholt falscher Auflagenzählung erschienen: Das 5. und 6. Tausend (richtig: 6./7. Tausend) sowie das 8. und 9. Tausend erschien jeweils 1937, das 9. bis 11. Tausend (richtig: 10./11. Tausend) 1939, und zwar jeweils als kartonierter Ausgabe. Textgrundlage für die in diesem Lesebuch enthaltenen Texte aus der „lustige[n] Arche“ ist die Erstausgabe und für die dort noch nicht enthaltenen Texte die erste Auflage der erweiterten Ausgabe, d.h. die als 4. und 5. Tausend gekennzeichnete Ausgabe. Lediglich für „Die Bergmannskuh“ ist die Version des Bandes „Liederliches und Lyrisches“ herangezogen worden, da die „Arche“-Version eine rhythmische Unstimmigkeit aufweist.

Mit dem Band „Liederliches und Lyrisches. Verse vom vergnüglichen Leben“ (Berlin: Buchwarte 1940) beginnt die Reihe von insgesamt vier im Verlag von Lothar Blankalet erschienenen Titeln. Erstmals hat Endrikat auch einen beachtlichen kommerziellen Erfolg: 173 Tausend Exemplare sind bis zum Kriegsende gedruckt worden, in der inhaltlich vom Verlag stillschweigend veränderten Neuausgabe ab 1950 nochmals 53 Tausend.

Die Konzeption dieses wie der weiteren im Buchwarte-Verlag von Lothar Blanvalet herausgekommenen Bände geht vermutlich nicht auf den Autor selbst zurück. Folgt man dem Kabarettisten Robert T. Odemann, soll Fred Endrikat dem Verleger, als dieser sich um ihn bemühte, gesagt haben: „Warum wollen Sie absolut Ihr Geld verlieren! Doch nehmen Sie meinetwegen den ganzen Krempel mit und sehen Sie zu, was Sie damit anfangen können!“³ Das vorliegende Lesebuch greift auf die Erstausgabe von „Liederliches und Lyrisches“ zurück; lediglich der „Gruß an die rote Erde“ nimmt den „Endrikatechismus“ zur Vorlage, weil die typographische Umsetzung der Lautgestalt hier gelungener erscheint.

Ein Teil der Buchwarte-Ausgabe von „Liederliches und Lyrisches“ ist übrigens als sogenannte Feldpost-Ausgabe gedruckt worden: mit identischem Satz, aber auf leichtem Papier in einer flexiblen Broschur ohne graphisch geschmücktes Cover. Solche Feldpost-Ausgaben waren nicht selten; sie wurden in einem Streifband an Soldaten verschickt und erfüllten als Teil der Truppenunterhaltung propagandistische Zwecke. Als Besonderheit lässt sich zudem eine „Frontbuchhandelsausgabe für die Wehrmacht“ feststellen, die im Antiqua-Neusatz mit einem der Originalausgabe ähnlichem Cover im Buchwarte-Verlag 1943 ohne Auflagenzählung erschienen ist. Die Nachkriegsausgabe bringt einen teils gravierend veränderten Textbestand, der vor allem Texte eliminiert, die sich in den fünfziger Jahren aus ideologischen Gründen schlechter zu Markte tragen lassen: „[...] der kleinste Igel ist kein Pazifist“, heißt es in Endrikats Gedicht „Einfache Erkenntnis“, die seit 1950 dem Leser nicht mehr vorgesetzt wird.

„Höchst weltliche Sündenfibel. Moralische und unmoralische Verse“ (Berlin: Buchwarte 1940) ist der zweite endrikatsche Erfolgstitel im Buchwarte-Verlag:

228 Tausend Exemplare der Originalausgabe sind, einschließlich der Feldpost-Ausgaben, bis zum Kriegsende gedruckt worden. Die (textlich gravierend veränderte) Neuausgabe kommt zwischen 1949 und 1968 auf weitere 81 Tausend Exemplare. Sieht man von einer (übrigens unvollständigen) Druckfehlerkorrektur in dem Gedicht „Der Prinzipienreiter“ ab, bieten die verschiedenen Auflagen der Originalausgabe einen unveränderten Text. Zu den nach dem Krieg eliminierten Texten gehört u.a. „Landsknechts Trinkspruch“ mit dem ideologisch ambivalenten Satz „Speichellecker, Leisetreter, / Frömmeler, Mucker und Verräter, / schmeißt sie raus mit einem Tritt.“ „Gleichschaltung“, ein ideologisch eher unverdächtig Text („im Himmel riechen alle ganz egal“), dürfte allein wegen des auf den nationalsozialistischen Sprachgebrauch anspielenden Titels nicht mehr opportun gewesen sein. Allerdings übernimmt die Nachkriegsausgabe unter dem Titel „Pessimismus“ einen Text, der in der Originalausgabe die Spuren der Einflussnahme des nationalsozialistischen Regimes zeigt: Die jüdisch klingenden Namen Mendelssohn und Kohn sind hier ersetzt durch Mozart und „Pipin des Kleinen Sohn“, sodass die deutliche Regimekritik nicht mehr erkennbar ist, wenn der Vierzeiler mit der Erkenntnis schließt: „man ist seines Lebens nicht mehr sicher.“ Das vorliegende Lesebuch bringt den unbeeinflussten Text, wie er am 28. Januar 1933 in der Satirezeitschrift „Der Wahre Jacob“ (als einer der „Kalendersprüche“) erschienen ist⁴, die wegen ihrer Haltung zum Nationalsozialismus und seiner gewalttätigen Machtausübung bereits am 28. Juli 1932 zeitweise verboten worden war und 1933 mit dem Heft 8 vom 25. Februar ihr Erscheinen endgültig einstellen musste. Der Neuausgabe der „Sündenfibel“ von 1949 sind zwei Texte entnommen, die dort erstmalig in Buchform publiziert sind, „An den Staatsanwalt“ und „Entstehungsgeschichte“; zudem bringt diese Ausgabe die

konsequente Druckfehlerkorrektur zum „Prinzipienreiter“.

„Der fröhliche Diogenes. Verse in Kürze zur Lebenswürze“ (Berlin: Buchwarte 1942) ist nur wenige Wochen vor Endrikats Tod erschienen. Die einschließlich der Feldpost-Ausgaben 144 Tausend Exemplare (hinzu kommen 54 Tausend Exemplare der Nachkriegsausgabe) belegen noch einmal die Popularität des Autors in der ersten Hälfte der Vierzigerjahre. Aus der Originalausgabe wurden für die Neuausgabe 1950 lediglich der „Feldpostbrief“ („Peter schlägt sich mit dem Bolschewik“) sowie zwei in die Neuausgabe der „Höchst weltliche[n] Sündenfibel“ übernommene Titel getilgt. In den nach Endrikats Tod gedruckten Auflagen der Originalausgabe kündigt der Verlag an: „Sein Nachlaß erscheint in meinem Verlag“; dieser Nachlassband ist dann als „Sündenfallobst. Verse vom fröhlichen Genießen“ (Berlin: Blanvalet 1953) herausgekommen und enthält neben einigen Übernahmen aus der „lustige[n] Arche“ und dem „Endrikatechismus“ überwiegend erstmals in Buchform veröffentlichte Texte. Da „Sündenfallobst“ wie die vorangegangenen Buchwarte-(Blanvalet-)Bände Ergebnis dessen sind, was Lothar Blanvalet mit dem „Krempel“ Endrikats hat „anfangen können“, darf man diesen Nachlassband als letzten Endrikat-Titel ansehen.

Ohne Belang für eine Beschäftigung mit den Texten Endrikats sind die Auswahl Ausgaben „Endrikat. Eine Auswahl seiner moralischen und ‚unmoralischen‘ Verse“ (Berlin: Blanvalet 1960) und „Das grosse [!] Endrikat Buch“ (München: Blanvalet 1976 sowie in Lizenz München: Goldmann 1979, München: Goldmann 1988 und Köln: Gesellschaft für Literatur und Bildung [1994]), das das Bisherige in einer neuen, zum Teil verwirrenden Anordnung versammelt.⁵ Ebenso zu vernachlässigen sind die beiden Leder-Bändchen „Die kleinen Dinge. Lyri-

sches + Liederliches“ (Bielefeld: Broelemann o.J.) und „Der fröhliche Diogenes. Verse in Kürze zur Lebenswürze“ (Bielefeld: Broelemann o.J.), die, dem letztgenannten Titel zum Trotz, als Auswahl Ausgaben konzipiert sind. Die von Dirk Heißerer herausgegebene und mit einem vorzüglichen Nachwort ausgestattete Ausgabe „Der fröhliche Diogenes. Gedichte aus der ‚Kumpelsburg‘ am Starnberger See“ (Berg: Genz 2004) verzichtet (mit einer Ausnahme) auf neues Material, konzentriert die Textauswahl aber thematisch mit Blick auf den Starnberger See und München und ermöglicht so eine regionale Lesart Endrikats.

Der Überblick über die Endrikat-Ausgaben zeigt: Es ist recht mühsam, sich einen verlässlichen Eindruck von den Texten dieses Kabarettisten aus dem Ruhrgebiet zu verschaffen – die Nachkriegsausgaben sind nicht authentisch, die älteren Ausgaben zum Teil kaum zu beschaffen, und viele Texte sind in Buchform niemals erschienen. Und die schöne von Dirk Heißerer besorgte Ausgabe ist nur noch antiquarisch zu haben. Das vorliegende Lesebuch bietet daher einen Querschnitt durch die Schriften Fred Endrikats in ihrer originalen, unverfälschten Textgestalt und macht diesen Autor damit allen heutigen Kabarettinteressenten zugänglich.

Joachim Wittkowski

Anmerkungen

- 1 Vgl. Joachim Wittkowski: „Seilfahrt langsam auf!“ Fred Endrikats Erzählung vom Leben des jungen Bergmanns Adam Tönn. In: Der Emscherbrücher. Bd. 12 (2003/04); Sammler, Künstler und Autoren, S. 87-96.
- 2 Vgl. Jürgen Müller: „Willkommen, Bienvenue, Welcome...“. Politische Revue – Kabarett – Variété in Köln 1928-1938. Köln 2008, bes. S. 222, 239, 241, 368-372, 376.
- 3 Robert T. Odemann: Endrikat zum Gedächtnis. U.a. In: Dortmunder Nord-West-Zeitung vom 28.5.1960
- 4 Vgl. Joachim Wittkowski: Die Natur ist tolerant... Nur der Mensch mit dem Verstand schafft Konflikte und Probleme. Fred Endrikat – der erste Kabarettist aus dem Ruhrgebiet. In: Standorte. Jahrbuch Ruhrgebiet 2003/2004. Hg. vom Regionalverband Ruhr. Essen 2004, S. 583-588, hier S. 584f.; Kakuwo (d.i. Karl Kurt Wolter): Die Pappeln hinterm Siegestor. Pfaffenhofen 1969, S. 45f.
- 5 Vgl. Walter Gödden: Kabarettheroen aus Westfalen. Bielefeld 2009, S. 106.